

Klaus Kosbab

Erinnerungen

Teil 1: Von Hinterpommern nach Westfalen (1934-1950)

Selent 2001

Vorbemerkung:

Lange und immer wieder habe ich überlegt, ob ich versuchen sollte, ein paar Erinnerungen aufzuschreiben. Ich habe gezögert, aus welchen Gründen auch immer.

Als unsere Mutter dann sehr krank wurde und eine Unterhaltung mühsam war, wurde mir bewußt, wie wenig wir von einander wissen. Auch, wenn wir miteinander gesprochen haben. Unsere Mutter ist am 7. März 2001 verstorben. Danach habe ich begonnen, die folgenden Zeilen aus der Erinnerung heraus, aufzuschreiben.

Stil und Ausdruck, Sprache und Inhalt dieses Textes sind geprägt durch Erfahrungen eines Kindes, die im Laufe einiger Jahre in sehr unterschiedlichen Situationen gemacht worden sind. Es ist sicher gut, daran zu denken, wenn diese Texte gelesen werden.

Klaus Kosbab

Erinnerungen:

Ich war immer ein bißchen stolz auf unser Dorf. Hier wurde ich geboren, hier habe ich seit meiner Geburt 1934 bis zur Vertreibung im September 1946 gelebt. Es war ein schönes Dorf: Hebrondamnitz im Kreis Stolp in Hinterpommern gelegen. Und es war auch ein größeres Dorf. Im Vergleich mit einigen Nachbardörfern meine ich das sagen zu können. In der Schule habe ich gelernt: Das Dorf mit Siedlung, Schäferei und Ausbau habe etwa 900 Einwohner. Doch unser Dorf war schon etwas anders als andere.

Es hatte einen Bahnhof an der Strecke Stettin-Danzig gelegen. D-Züge hielten hier nicht, aber auf dem Bahnhof war oftmals etwas los. Herr Lietzke, unser Hauswirt, war Viehhändler: >Fett- und Zuchtviehhandlung Alfred Lietzke & Co. < stand auf einer Tafel, die am Stallgebäude angebracht war. Er und andere Händler haben auf dem Bahnhof Kühe und Schweine aus - und eingeladen. Das war nicht selten aufregend. Auf der einen Seite der Bahnstraße standen kleine Holzhäuser mit den Viehwaagen. Hier wurden die Tiere gewogen. Anschließend wurden sie entweder in Güterwagen oder in die Transportfahrzeuge der Händler verladen. Kam ich dann später nach Hause, kam Oma mit Waschlappen und Seife.

Gleich in der Nähe des Bahnhofs war die Molkerei. Die Milchfahrer, die die Milchkannen von den Höfen abholten, nahmen uns manchmal auf ihren Wagen mit in die Molkerei. Ich sage uns, denn

Herbert, mein Bruder, war öfter auch mit mir unterwegs. In der Molkerei staunte ich, weil die Milch an einer großen Wand herunter lief, ich glaube, dieses geschah zur Kühlung der Milch.

Neben der Molkerei stand ein Sägewerk in dem einige Männer des Dorfes arbeiteten. Sie haben uns gezeigt, wie die Baumstämme ans Gatter gebracht wurden, um zu Brettern geschnitten zu werden. Nach dem Schnitt wurden die Bretter auf dem Lagerplatz gestapelt. Das Spielen zwischen den großen Bretterstapeln hat Spaß gemacht. Wir durften uns nur nicht erwischen lassen. Gleich gegenüber befand sich eine Försterei und in ihrer Nachbarschaft ein Gasthaus: >Zum schwarzen Walfisch< genannt. In diesem Haus gab es einen Lebensmittelladen und einen großen Saal. In diesem Saal wurden manchmal auch Kinofilme gezeigt. Leider durften wir Kinder meistens nur die Wochenschau sehen. Dank meiner Tanten habe ich doch einige Filme sehen können, sie haben mich einfach unter ihren Stühlen versteckt. In einer Wochenschau habe ich unseren Vater als Soldat in Rußland beim Ausbau von Stellungen gesehen. Papa hatte uns in einem Brief von diesen Aufnahmen berichtet.

Eine Bäckerei hatten wir im Dorf, einen Fleischer ebenso. Außerdem eine Post, eine Polizeistation mit zwei Feldgendarmen. Noch einen Lebensmittelladen. Zwei oder drei Schuster und ein großes Schloß, dieses hatte 99 Zimmer. Zu dem Schloß gehörte ein Gutshof. Das Schloß war geheimnisvoll, erst recht, weil wir dort keinen Zutritt hatten. Kein Eintritt! Zum Schloß gehörten einige große und kleine Gebäude und eine Gärtnerei. Neben dem Schloß gab es einen großen Park und in diesem einen Teich. Wir wohnten direkt neben dem Park, um in diesem spielen zu können, brauchten wir nur über den hohen, eisernen Zaun zu klettern.

Natürlich hatten wir eine Schule im Dorf. Sie war mit zwei großen Klassenräumen ausgestattet. Darüber werde ich später noch berichten. Eine Schmiede war auch im Ort. Dem Schmied bei seiner Arbeit zu sehen, war immer interessant. Sei es, wenn Pferde beschlagen wurden - das hat immer sehr gestunken - oder wenn ein glühendes Stück Eisen durch Schmieden zu einem Gegenstand geformt wurde. Einmal hatte ich in der Schmiede ein sehr unangenehmes Erlebnis. Ein Geselle, der Sohn des Schmiedes, hatte von einem glühenden Hufeisen, das er gerade bearbeitet hatte, ein Stückchen abgetrennt, er forderte mich auf, dieses Stück glühenden Eisens aufzuheben. Ich tat es! Die Brandwunde in der Hand wurde mit Öl behandelt. An spätere Folgen kann ich mich nicht erinnern. Diese Gemeinheit des Gesellen hat mich nicht gehindert, die Schmiede weiterhin zu besuchen. Wenn Herr Gehl, der Stellmacher, Wagenräder angefertigt hatte, kamen diese zum Schmied. Dieser zog dann Eisenreifen auf die Holzräder. In einem Feuer im Freien wurden die Reifen glühend gemacht und dann als eiserne Lauffläche auf die Räder gezogen. Zur Abkühlung wurden die Räder dann in den nahen Bach gerollt. Wie das zischte und brodelte. Stellmacher hatten wir zwei im Dorf: Karl Guhl und Helmut Sill. Bei Herrn Guhl in der Werkstatt trafen sich im Winter oft einige Männer, die sich über viele Dinge unterhalten haben. Hier habe ich zum ersten Mal gehört und gelernt, wie und warum man Obstbäume veredelt.

Stellmacher Sill war Soldat. Mit seinem Sohn Walter und anderen Freunden spielten wir einmal im Holzlager Verstecken. Ich stand in einer Nische zwischen ein paar Brettern und einem Kaninchenstall. Als der Suchende in meine Nähe kam, trat ich einen Schritt zurück, barfuß! Unglücklicherweise stand hinter mir eine Sense, aber mit dem Blatt nach unten, ich trat in dieses Sensenblatt! Narben an drei Zehen zeugen noch heute von diesem Schritt. Auf dem Weg nach Hause, konnte man meine Spur

verfolgen. Ich bekam einen Verband über die Wunden gelegt und darüber einen Socken. Die Heilung konnte beginnen. Einen Arzt hatten wir nicht im Dorf, wohl aber einen Zahnarzt. Eines Tages war es so weit, ich hatte Zahnschmerzen. Papa war gerade zu Hause. In der Nacht haben wir beide in der Küche gesessen, ich konnte vor Schmerzen nicht schlafen. Omas Hoffmannstropfen hatten nicht geholfen. Am Morgen ging es dann zum Zahnarzt. Ein Fluchtversuch von mir mißlang. Kurz darauf saß ich auf dem Stuhl. Mund auf. Der Milchzahn kam fast von alleine heraus. Herr Winkelmann, der Zahnarzt, gab mir meinen Zahn mit nach Hause. Auf der Treppe vor der Haustür habe ich ihn dann mit dem Hammer untersucht. Alle Angst war umsonst gewesen.

Uns gegenüber wohnte der Bürgermeister des Dorfes. Herr Müschke war eine imposante Gestalt. Ein großer Schnurrbart zierte sein Gesicht. Einen Krückstock benutzte er majestätisch. Er war ein Mann, den ich sehr respektierte. Herr Müschke hatte gar nichts dagegen, wenn wir ihn in seinem Büro besuchten oder die Birnen von seinem sehr großen Birnbaum aßen.

Alle Menschen mit denen wir im Dorf lebten, kann ich nicht beschreiben, aber von einigen erzählen. So möchte ich zunächst einmal von unserer Familie berichten.

Unsere Familie: Papa, Mama, ihre Mutter, unsere Oma, und wir vier Kinder wohnten in einer kleinen Wohnung. Diese hatte drei kleinere Zimmer, eine Küche und eine kleine Kammer. Der Keller war auf dem Hof, die Toilette (das Klo) war hinter dem Stall und die Pumpe stand vor der Haustür. Ich bin in einem anderen Haus geboren worden. Meine Geschwister: Herbert, Günter und Rita hier in dieser beschriebenen Wohnung auf Lietzkes Hof. Wir haben uns wohl gefühlt. Die Sommer erlebten wir barfuß und im Badeanzug im Dorf unterwegs oder irgendwo am Wasser. Die Winter, warm angezogen, im Schnee oder auf dem Eis. Schöne Erinnerungen.

Eines Tages kam Papa an mein Bett, er sah so anders aus. Er hatte einen grauen Anzug an und einen Hut in der Hand. Papa war gekommen, um sich von mir zu verabschieden und Aufwiedersehen zu sagen. Ich weiß heute nicht mehr, ob es 1939 am Beginn des Krieges oder nach dem siegreichen Polenfeldzug war. Denn nach diesem war Papa einige Zeit zu Hause und arbeitete in seinem Beruf als Straßenwärter. Während des Krieges war Papa in Polen, Frankreich, Rußland, Griechenland und Jugoslawien. Hier war er in Gefangenschaft, aus dieser kehrte er erst im Januar 1949 zurück.

Wir Kosbabs schliefen alle in einem Zimmer. Eines Abends kam Oma und sagte: <Heute dürft ihr alle bei mir schlafen.> Das war was. Am nächsten Morgen kam Oma und sagte zu mir: <Klaus, komm doch mal mit, ich möchte dir etwas zeigen.> Unsere Katz hat Junge bekommen. Oma zeigte auf das Kinderbett. Darin lag ein ganz kleines Kind. Unsere kleine Schwester Rita. Mama hatte sie in der Nacht geboren. Gehört habe ich nichts. Das war im Juli 1941.

Zu dem Hof, auf dem wir lebten, gehörte das kleine Haus in dem wir wohnten. Ein kombiniertes Wohn- und Stallgebäude mit einer Scheune, zwei Garagen, daran angebaut eine Remise, ein großer Stall ebenfalls mit einer Scheune und einem weiteren Anbau in diesem befand sich eine große, mit Steinen beladene Wäscherolle. Ein weiteres größeres Wohnhaus wurde von dem Ehepaar Lietzke und dem <Co.> Otto Zilske bewohnt. Herr Lietzke besaß ein Personenauto-DKW- und einen Lieferwagen. Mit dem PKW hat Herr Lietzke mich manchmal mitfahren lassen. Ein interessantes Spielzeug stand in der

Remise: Ein altes Motorrad. Mit diesem durften wir wirklich spielen. Ein weiteres stand in der Garage, dieses durften wir nur anschauen. Die Autos wurden nur noch selten benutzt. Für notwendige Viehtransporte wurden die Pferde angespannt.

Im Dorf gab es einige Bauern und Siedler. Bei denen gab es immer etwas zu sehen. Gerne habe ich die Bauern besucht, vor allem, wenn sie Brot gebacken hatten. Das frische Brot schmeckte immer. Lietzkes hatten hinter dem Stall einen großen Himbeergarten, daneben lag der Misthaufen. Es muß ein Sonntag gewesen sein, als Herbert und ich uns Streichhölzer besorgt hatten und nach Brennbarem suchten. Einiges hatten wir schon probiert, selbst Spinnweben wollten wir abbrennen, als uns der große Misthaufen hinter dem Stall einfiel. Gleich darauf brannte er ein bißchen, denn der Mist war feucht. Aber er qualmte tüchtig. Das war seine und unsere Rettung. Mama und ein paar Nachbarinnen kamen gerade von einem Spaziergang zurück, sie sahen den Qualm und wurden ganz schnell. Sie konnten das kleine Feuer mit Wasser aus der Viehtränke löschen. Wie Herbert und ich die nächsten Stunden verbracht haben, weiß ich wirklich nicht mehr.

Neben der Schule stand die sogenannte alte Schule. Diese hatte ein Strohdach. (Keine Angst, dieses haben wir nicht angesteckt.) Das Strohdach sollte durch ein Pfannendach ersetzt werden. Ich ging schon zur Schule. Doch in jeder freien Minute war ich bei den Handwerkern, die auf dem Dach arbeiteten. Zuerst mußte das Strohdach entfernt werden. Das gab viel Dreck und Staub. Dies machte mir nichts aus. Ich erinnere mich genau. Eines Tages fragte mich einer der Männer: <Klaus, weißt du wie eine Weihnachtsgans aussieht? >Ich sagte: Nein. Darauf sagte er: <So braun wie Hitler, so fett wie Göring, mit einem Hals wie Goebbels.> Dann meinte er, ich könne diesen Witz ja meinem Lehrer erzählen. Was wäre wohl geschehen, wenn ich das getan hätte? Die mögliche Tragweite dieser Worte ist mir erst viele Jahre später bewußt geworden.

Schule: An meinen ersten Schultag kann ich mich nur wenig erinnern. Ich bekam einen Tornister mit entsprechendem Inhalt. Eine Umhängetasche für das Pausenbrot und eine bunte Schultüte. Auch mit entsprechendem Inhalt. Ein altes Foto zeigt mich so ausgerüstet. Frau Specht, die Lehrerin, setzte mich in die erste Bank, warum weiß ich nicht. So ging es los. Lesen mochte ich gerne. Auswendiglernen gar nicht. Rechnen hat mich nicht begeistern können. Später: Heimatkunde und Geschichte (bis auf die Zahlen) habe ich gerne gehabt. Musik, na ja. Wenn es Zeugnisse gab, mußten wir Vorsingen -allein-. Ich habe jedes Jahr: <Ein Jäger aus Kurpfalz> gesungen. An eine Zensur kann ich mich nicht erinnern.

Noch ein für mich bedeutsames Erlebnis in der Schule. Vor den Klassenräumen war ein großer Flur. An seinen Wänden die Haken für Mäntel und Mützen. An einem Vormittag, in den Klassenräumen war noch Unterricht für die Großen, bin ich mit einem Freund, oder so, ich weiß nicht mehr, wer es war, auf die Idee gekommen, einige Mützen auf den Haken zu vertauschen. Ein harmloser Scherz, so meinten wir. Doch man hat uns auf unseren Holzpantoffeln gehört, jemand kam aus der Klasse und wir sind gelaufen. Der andere kam weg, ich wurde gesehen. Ich hatte einen Pantoffel verloren, als ich ihn aufhob, wurde ich wohl erkannt. Ich konnte noch wegrennen, aber wir wurden verfolgt. In Lietzkes Himbeergarten hatten wir uns verkrochen, es hat nichts genützt. Unser späterer Fähnleinführer hat

uns gefunden. Er nahm uns mit in die Schule. Hier wurden wir von Herrn Schülke, dem Schulleiter, empfangen.

Er fragte mich gleich, was mir lieber wäre, ein paar Schläge mit dem Stock auf den Hintern oder eine Woche Nachsitzen? Hiebe auf den Hintern mochte ich gar nicht, aber gelesen habe ich gerne und die Lesebücher des achten Schuljahres kannte ich noch nicht. So habe ich eine Woche Nachsitzen gewählt. Doch die eigentliche Gemeinheit war diese: Der Lehrer fragte mich: <Klaus, was meinst du, was dein Vater denken würde, wenn ich ihm an die Front schriebe, was du hier angestellt hast?> Das habe ich als sehr gemein empfunden!

Im Schulhaus und drum herum habe ich auch viel Schönes erlebt. Horst Weyerke wohnte mit seiner Familie im Schulgebäude, sein Vater war Lehrer in Hebrondamnitz aber während des Krieges Offizier. Horst und ich waren Freunde - ich habe es jedenfalls immer so empfunden - wir haben viel zusammen gespielt. Ganze Bauernhöfe haben wir aus kleinen Steinen, Zweigen und kleinen Brettstückchen gebaut. Steine unterschiedlicher Größe, wurden durch uns zu Pferden, Kühen und Schweinen. Wir haben gesät und geerntet, manchmal sind uns auch die Pferde durchgegangen. Erdlöcher haben wir gegraben, diese haben wir sogar ein bißchen abgestützt. Wir nannten diese Löcher Bunker! Bunker und Buden zu bauen hat schon Spaß gemacht.

Mit Horst habe ich meine erste Zigarette geraucht. Wir lagen in den Furchen eines Kartoffelfeldes zwischen den Stauden und probierten die Zigaretten. Die Zigaretten hatte Horst besorgt. Er rauchte <Juno> ich die nur halb gefüllten, aber sehr starken <Papyrossi> aus Rußland, die Horst Vater importiert hatte. Natürlich wurde mir übel - und wie -! Neben der alten Schule stand eine sehr alte Scheune, deren Dach schon ziemlich kaputt war. Hier haben wir uns verkrochen als die Zigaretten nicht mehr schmeckten. Ich glaube, Horst hat dieses Abenteuer besser verkraftet, als ich. Mir war so schlecht! Vielleicht bin ich durch diese Erfahrung erst relativ spät zum richtigen Raucher geworden.

Wir waren im Dorf eine Familie mit einer sehr großen Verwandtschaft und netten Nachbarn. An Streit oder Ärger kann ich mich nicht erinnern. Doch einmal gab es eine kleine Auseinandersetzung zwischen unserer Mutter und dem Nachbarn Herrn Wendt. Was war geschehen? Unser Günter und Günter Wendt hatten sich gezankt, wie Kinder es immer wieder tun, doch unser Günter weinte. Als Mama das bemerkte, ging sie dazwischen und hat dem anderen Günter wohl einiges gesagt, vielleicht auch eine geknallt, das schließe ich nicht aus. Günter Wendt lief zu seinem Vater, dieser kam nun sehr aufgebracht zu unserer Mutter und sagte: <Ich züchte meinen Sohn selbst.> So meine Erinnerung, ich muß heute noch schmunzeln.

Mama war eine schöne Frau. Sie war groß und schlank und recht temperamentvoll. Sie war eine mutige resolute Frau, die wußte was sie wollte, wenn es darauf ankam. Sie war eine ganz liebe Mutter! Das alles haben wir besonders in schweren Zeiten erfahren. Wir haben viel miteinander gelacht, manchmal auch geweint.

Natürlich gab es auch Ärger, z.B., wenn ich ein Mittagessen nicht mochte und nur eine Stulle haben wollte. Kam ich zum Mittagessen nach Hause und es roch nach Wrucken (Steckrüben), bin ich gleich

wieder weggelaufen. Ebenso, wenn es Erbsensuppe gab. Erbsen mochte ich am liebsten direkt aus der Schote und Wrucken habe ich am liebsten roh gegessen, wenn die Kühe gefüttert wurden.

Es gibt so viel zu erzählen.

1942 heirateten Tante Irmgard und Onkel Heinz. Tante Irmgard, eine Schwester unserer Mutter, wohnte in Elbing. Onkel Heinz war bei der Marine, er kam aus Hamm in Westfalen. Die Hochzeit sollte in Elbing gefeiert werden, wo auch Tante Hilla und Tante Herta wohnten. Sie waren ebenfalls Schwestern unserer Mutter. Die Reise mit der Eisenbahn nach Elbing war spannend, wenn nicht gar eindrucksvoll, denn sie führte durch den sogenannten Polnischen Korridor. Im Zug fanden Kontrollen statt, wie ich meine, durch polnische Beamte. Das habe ich nicht verstanden, denn die Polen waren doch im Polenfeldzug besiegt worden. Die Fahrt ging über Marienburg. Hier mußten wir umsteigen, durften den Bahnhof aber nicht verlassen. Die weiteste Reise haben Onkel Heinz Eltern gemacht. Sie kamen aus Hamm in Westfalen. Elbing am Elbingfluß gelegen, war für einen Jungen vom Lande eine sehr interessante Stadt. Hier gab es eine Schiffswerft und andere größere Betriebe, auch schöne Parkanlagen, in denen unterirdische Schutzbunker angelegt waren, in diesen konnten die Menschen bei Fliegeralarm Schutz suchen. So etwas kannten wir auf dem Land nicht. Wir feierten die Hochzeit in Tante Hertas Wohnung. Im Laufe des Abends gab es einen weiteren Grund zum Feiern. Tante Gertrud und Onkel Bruno stellten sich plötzlich als Verlobte vor.

Es gab an diesem Abend noch eine weitere Überraschung. Tante Irmgard hatte einige Freundinnen und Kolleginnen eingeladen. Eine dieser jungen Frauen brachte ihren Freund, einen jungen Marinesoldaten, mit. Während der Unterhaltung stellte sich heraus, daß dieser mit seinen Kameraden Onkel Heinz und dessen Kameraden aus dem Wasser gerettet hatten. Das Schiff auf dem Onkel Heinz gefahren ist, war getroffen und versenkt worden. Eine interessante Begegnung am Abend einer Hochzeitsfeier in Elbing 1942.

An eine weitere Hochzeit erinnere ich mich: Am 3. Dezember 1943 haben Onkel Paul und Lietzkes Anna geheiratet - Paul Kosbab und Anna Rohde. Lietzkes Anna, weil sie bei Lietzkes in Stellung war. Das heißt, Tante Anna hat dort gearbeitet. Zur Hochzeit waren wir eingeladen. Diese sollte in Zedlin stattfinden.

Über uns wohnte Frau Brüggemann, von uns Tante Meta genannt, sie war Schneiderin. Aus einer grauen Zeltplane hat sie mir einen Ski-Anzug genäht. So ausgerüstet ging es auf die Reise in das ganz kleine Dorf, das zu dem Besitz des Grafen von Krockow gehörte. Hier wohnten und arbeiteten Tante Annas Eltern. Mama und ich - es war noch jemand bei uns - fuhren mit der Eisenbahn von Hebrondamnitz nach Stolp, von dort mit der Kleinbahn nach Glowitz. Von hier wurden wir abgeholt. Die Trauung fand in der Kirche zu Glowitz statt. Es war Winter, die Pferde waren scharf beschlagen, Decken und Pelze lagen bereit, um sich warm einpacken zu können. So konnte die Hochzeitsgesellschaft, auch mit den offenen Wagen, getrost ihre Fahrt zur Kirche antreten. Ich blieb in Zedlin. Nach der Rückkehr der Gesellschaft von der Trauung wurde gegessen. Es gab <geele Heiner> -gelbe Hühner- wir würden heute Hühnerfrikassee sagen. Das Essen hat mir sehr gut geschmeckt. Dann wurde gefeiert. Wir Kinder durften einige Stunden mit den Erwachsenen feiern, aber irgendwann hieß es: Ab ins Bett! Ich schlief in einem kleinen Zimmer in einem großen Bett, aber nicht alleine. Außer mir war noch ein Mädchen in diesem großen Bett. Ich lag am Kopfende, das Mädchen am

Fußende. Wir waren wohl im gleichen Alter. So weit, so gut. Im Zimmer vor unserer Stube feierte die Gesellschaft. Bei mir begann in der Nacht das Elend..... ich mußte mal! Was tun? Mama mochte ich nicht rufen, ich schämte mich. Es war auch kein Topf im Zimmer und wenn, das Mädchen war auch noch da. Es drängte, Panik drohte. Ich war fast am Ende meiner Beherrschung, da wurde es nebenan still. Ich machte die Tür auf, der Raum war leer, ich lief zur Haustür, als ich vor der Tür ankam, war ich erleichtert. Meine feuchten, nackten Füße hatten ihre Spuren auf den rotbraunen Dielenbrettern hinterlassen. Das waren Nöte!

So ähnlich erging es mir einmal in Stolp. Ich schiele auf einem Auge und bekam schon als Junge eine Schielbrille. Diese mussten wir in Stolp beschaffen. Also ab nach Stolp zum Augenarzt usw. Das war spannend, es tat ja nicht weh und in der Stadt gab es sehr viel zu sehen. Wenn da nicht das Problem keine Gelegenheit zum..... wäre! Es kam, wie es kommen mußte. Wohin? Bei uns auf dem Lande kein Problem, aber in der Stadt. Überall die vielen Menschen. Ängste...! Ein Vorgarten war schließlich die Rettung.

Interessante Begegnungen gab es aber auch zu Hause. Im Schloß gab es große Räume, darunter einen besonders großen Saal. In diesem Saal wurden von Zeit zu Zeit verwundete Soldaten betreut, die aus Lazaretten gebracht worden waren. Die Frauenschaft hatte diese Erholungstage für die Verwundeten organisiert. Um ein Unterhaltungsprogramm gestalten zu können, wurden auch wir Kinder eingesetzt. Wir haben kleine Spiele eingeübt, um diese an solchen Tagen vortragen zu können. Ich glaube, wir haben das gerne getan. Ich erinnere mich an: <Ein Vogel wollte Hochzeit machen>. In einem Stück hatte ich einen Schuster zu spielen. Die benötigten Werkzeuge hat mir der Schuster Mickley geliehen. In einem anderen spielte ich einen Zwerg mit einer großen Zipfelmütze ausgestattet.

Die Begegnungen mit den Soldaten waren nie langweilig. Einige erzählten von ihren Erlebnissen, andere unterhielten sich auch mit uns. Für mich waren diese Unterhaltungen mit den Soldaten auch aus ganz bestimmten Gründen interessant. Mich interessierte ihre Herkunft. Ihre Orden und Ehrenzeichen und ihre Uniformen. Es waren Soldaten aus Österreich, aus Turkestan und aus anderen fremden Ländern, die ich nicht kannte, unter den Verwundeten. Alle Waffengattungen waren vertreten. Für mich neu waren die Uniformen der Gebirgsjäger. An ihren Mützen haben sie ein Edelweiß (Abzeichen) getragen. Das fand ich besonders toll. Die Frauen der <Frauenschaft> haben den Soldaten Kaffee und Kuchen serviert und sich sehr um ihr Wohlbefinden bemüht. Am Abend wurden die Verwundeten wieder in ihr Lazarett gebracht. Zu dem Kreis der Kinder, die solch einen Tag mit gestalteten, gehörte unter anderem auch Käthchen Wenzlaff. Sie wohnte in der Nähe des Schlosses, ihre Großmutter, Oma Siefert, war unsere Nachbarin. Käthchen und ich gingen zusammen zur Schule, hatten aber sonst keine gemeinsamen Interessen. (Das kam erst viele Jahre später).

Die Tage mit den verwundeten Soldaten zeigten uns deutlich, was Krieg bedeutet. Aus dem Radio hörten wir Sondermeldungen, aber auch die Warnungen vor einfliegenden feindlichen Bombern. Als

die Bombenangriffe auf deutsche Städte zu nahmen wurden viele Menschen evakuiert. So kamen einige auch in unser Dorf. Sie wurden in den Häusern untergebracht, in denen noch Platz war. So auch im Schloß. Hier wohnte unter anderen auch eine Familie Kiese Wetter mit einigen Kindern. Ein Sohn hieß Knut, eine Tochter Ute. (Ja, das war der Knut Kiese Wetter, den wir heute als Sänger und Musiker kennen). Ich glaube, die Familie kam aus Stettin zu uns.

Unser Dorf war nahe an einem großen Wald gelegen. Stellenweise grenzte er unmittelbar an einige Häuser. Aus diesem Wald war einiges zu holen. So mußte ich mit Mama, Oma und anderen Frauen Blaubeeren sammeln. Das war zunächst schön, wurde aber bald sehr langweilig und anstrengend. Außerdem mußten wir auf Kreuzottern aufpassen, das heißt, wir mußten auf uns aufpassen, denn die Tiere bis sen sehr schnell, wenn sie gestört wurden. Ohne festes Schuhwerk in die Blaubeeren zu gehen war gefährlich. Kreuzottern sind giftig. Ein weiteres Übel waren Zecken, von uns Klietschken-Böcke genannt. Wurden wir von solchen Böcken befallen, war unsere Oma zur Stelle, um uns von den Blutsaugern gekannt zu befreien. Spaß machte es Pilze zu sammeln, die gab es reichlich. Aber jede Ernte die wir aus dem Wald nach Hause brachten, wurde gründlich kontrolliert, es gab ja auch giftige Pilze.

Der Wald war schön und geheimnisvoll, manchmal aber auch ein bißchen unheimlich. Ich denke an den kleinen Friedhof, der zum Schloß gehörte, er lag im Wald. Hier waren und wurden die Verstorbenen der Schloßfamilie bestattet. Auf dem Friedhof stand ein großes, steinernes Denkmal. Auf einem Sockel ein kniender Mann. Das wirkte sehr auf mich. Warum?

Und es stand eine kleine Kapelle auf diesem Friedhof. Diese war nicht verschlossen wir konnten sie betreten, natürlich knarrte die Tür und drinnen war es düster. Ich traute mich nicht über die Schwelle. In meinem Kopf geisterten einige Spukgeschichten, die machten mich nicht mutiger. Zum Beispiel die vom alten Baron, der als dreibeiniger Hase mit Krückstock durch das Schloß und andere Gebäude spuken sollte. Es gab Erwachsene, die ernsthaft daran glaubten.

Ausflüge mit der Schulklasse führten oft auch in den Wald. Da gab es das Waldschlößchen, ein Blockhaus, das wohl als Jagdhütte diente. Und eine kleine Quelle, die Ilsenquelle hieß, weil Frau Ilse Armster, geb. Baronin von Gamp sie gefunden haben soll. Ihr Mann Karl Armster, ein Kammersänger, ist auf dem Waldfriedhof bestattet worden.

Ich erinnere mich an den Tag seiner Beerdigung. Männer der SA, des NSKK und der Reiter-SA, auch einige Bewohner des Dorfes, bildeten den Zug, der den Sarg zum Friedhof begleitete. In welchem Jahr das war, weiß ich nicht mehr.

Zu unserem Dorf gehörte ein schöner Sportplatz: <Heldengedenktag – Kampfbahn> genannt. Papa hat mir erzählt, daß er als ganz junger Mann geholfen habe, diesen Platz zu gestalten. Das Gelände für den Sportplatz hat die Baronin von Gamp zur Verfügung gestellt. Die gesamte Sportanlage lag direkt hinter dem Bahndamm an der Straße nach Stolp, die hier durch eine Unterführung geführt wurde. An ihren Wänden standen in großen Buchstaben: <Pst, Feind hört mit: > oder Parolen gegen Engländer und Juden. Als Kind habe ich das damals als normal empfunden. Der Sportplatz war wirklich eine tolle Anlage. Zu ihm gehörten ein Fußballplatz, eine Laufbahn rund um den Fußballplatz,

Sandgruben am Ende der Sprungbahnen, Wiesenflächen für weitere Spiele und Turnübungen. Die Laufbahn war mit Bäumen: Eichen und Birken, umpflanzt.. Unter den Eichen lagen Gedenktafeln. Außerdem gab es eine kleine offene Gedenkhalle. Sie war weiß gestrichen. Im Inneren war an der Rückwand eine schwarze Tafel angebracht. Zu dieser kleinen Halle führte eine breite Freitreppe.

Eine Freilichtbühne gab es auch. Auf dieser haben wir als Schüler auch kleine Aufführungen geboten oder einfach gespielt. Ich erinnere mich an Spiele wie: <Es geht eine Zipfelmütze in unserm Kreis herum> oder <Häschen in der Grube>. Daneben stand ein ziemlich großes, aus Holz erbautes, Gebäude dieses diente als Herberge und Sportgeräteschuppen. Eines Tages kamen ein paar junge Männer aus dem Dorf und holten ein Motorrad aus dem Haus. Sie machten die Maschine startklar und fuhren damit einige Runden auf der Laufbahn. Einer der Männer ist gegen einen Baum gefahren. Ihm war nichts passiert, aber die Maschine war unbrauchbar geworden. Neben den

genannten Anlagen gab es zwei Schießstände. Einer lag direkt am Bahndamm. Hier wurde mit Karabinern geschossen. Der andere lag etwas weiter entfernt im Wald. Dieser war ein Kleinkaliberschießstand. Der Stand für Karabiner wurde kaum mehr benutzt. Auf dem anderen wurde regelmäßig geübt. Stehend freihändig und aufgelegt, liegend und kniend wurde geschossen. Die Bleigeschosse haben wir anschließend aus dem Sand gebuddelt.

Im Sandfußboden dieses Schießstandes war eines Tages ein Loch. Wildkaninchenbau! Otto Zilske, wir nannten ihn nur Otto, und einige andere haben den Bau aufgegraben und die jungen Kaninchen herausgeholt. Otto hat diese in einem Stall untergebracht. Die Kaninchen sind tatsächlich in der Gefangenschaft gediehen. Was später aus ihnen geworden ist, läßt sich nur erahnen.

Otto hatte für uns Kinder meistens etwas Zeit. Er war ein lieber Mann mit einer markanten (großen) Nase, der gerne schnupfte. Ab und zu bekam ich auch eine kleine Prise von seinem Schnupftabak. Woraufhin ich immer furchtbar niesen mußte. Otto hatte immer sehr große Taschentücher! Außerdem konnte er seine oberen Zähne aus dem Mund nehmen, das beeindruckte. Er zeigte uns, wie das ging, aber bei uns klappte das nie.

Auf dem Hof gab es einiges. Außer den Kühen, Schweinen, Schafen, Hühnern und Gänsen, hatten Lietzkes vier Pferde. Lotte war ein Trakehner. Sie hatte zwei Fohlen. Eins hieß Amsel, glaube ich. Herbert war fast nur bei den Tieren. Schon morgens ganz früh ging er alleine in den Pferdestall, um die Tiere zu füttern. Wenn für den Handel kleine Ferkel geliefert wurden, war Herbert immer zur Stelle. Er durfte sich dann immer eines aussuchen. Aber auch das Ferkel wurde natürlich verkauft. Hier habe ich die ersten schwarz und weiß gemusterten Ferkel gesehen. Zwei Hunde hatten Lietzkes. Der ältere hieß Prinz, seine Nachfolgerin Senta.

Die meisten Bauern waren Soldaten. Um die Arbeit auf den Höfen bewältigen zu können, wurden Kriegsgefangene und Fremdarbeiter eingesetzt. Im Dorf gab es Polen, Russen Franzosen, Belgier und auch Serben. Diese hatten eine Trotteln am Käppi. Die Franzosen trugen Wickelgamaschen. Die Fremdarbeiter mußten ein Abzeichen tragen.

An einem Tag habe ich erlebt, wie einige französische Kriegsgefangene ins Dorf gebracht wurden. Der Bürgermeister verteilte die Männer unter die Bauern. Ein kleiner Mann, Emil, blieb übrig. Da Emil die deutsche Sprache nicht beherrschte, sprach ihn Herr Lietzke in französischer Sprache an. Emil

kam zu Lietzkes und blieb bis zum bitteren Ende. Die Franzosen mußten nachts in einem Raum übernachten, der verschlossen wurde. Ein kleines Lager, das Willi Siefert bewachte. Wenn die Männer an Sonntagen ihre Arbeit getan hatten, durften sie sich in der Umgebung frei bewegen. Manchmal sind wir mit ihnen gegangen, um ihnen Frösche fangen zu helfen. Die Franzosen aßen die Froschschenkel. Ich habe das Essen nie probiert.

Die Polen und Polenmädchen wohnten auf den Höfen, ebenso die Fremdarbeiter aus Rußland und der Ukraine. Am schwersten bewacht wurden die russischen Kriegsgefangenen. Fremdarbeiter, die als Gleisarbeiter eingesetzt waren, kamen oft in die Häuser und baten um alte Kleidung.

Neugierig wurde ich, als an der Sandkuhle hinter der Schmiede eine Baracke errichtet wurde. Daneben ein kleineres Gebäude aus Ziegelsteinen. In die Baracke zogen bald italienische Männer ein. In dem massiven Haus wurden Waschräume und Toiletten untergebracht. Ob diese Männer Kriegsgefangene waren oder nur Internierte, weiß ich nicht. Es waren aber sehr lustige Männer, die viel lachten. Sie hatten dauernd etwas vor. Sie übten kleine Stücke ein, um diese dann an einem Sonntag vor eigenem Publikum und Gästen aufzuführen. Ihre Gäste waren wir Kinder. Wir waren immer willkommen. Das wurde nicht von allen im Dorf gerne gesehen. Wir sind aber trotzdem immer in die Baracke gegangen.

Ein schöner Platz zum Spielen war der Bach, der durch das Dorf floß. Er war nicht tief, darum auch nicht gefährlich. Im Sommer habe ich, oft zusammen mit anderen Jungen, kleine Fische gefangen. Die Stichlinge mit Ihren Stacheln waren schon die größten Exemplare. Nicht immer sind die Tiere artgerecht gehalten worden. Aber Wasser hatten sie natürlich immer, sei es in Flaschen oder Weckgläsern.

Im Bach haben nicht nur wir gebadet, sondern auch allerlei Tiere. Pferde, Gänse und Enten, manchmal auch ein Hund. Die tiefste Stelle wurde Pferdekühle genannt. Hier war der Bach am tiefsten. Dieser Bach -Karstnitz- genannt, kam aus Karstnitz, floß durch Wiesen, Felder und Wälder, eben auch durch unser Dorf. Er durchfloß den Schloßteich wurde ein Stück weiter zum Mühlenteich gestaut, um dann nach einigen Kilometern in die Lupow zu münden. An seinem Ufer haben wir Schiffchen aus Kiefernborke geschnitzt- diese Borke war schön dick-. Diese dann aufs Wasser gesetzt und schwimmen lassen. Wo mögen sie wohl gelandet sein? Der Bach bildete auf einer Seite die Grenze zu Lietzkes Grundstück. Wir waren so etwas wie Besitzer eines Uferstreifens. An der Grenze zum Schloßpark war ein Maschendrahtzaun durchs Wasser gespannt. Hier blieb viel Treibgut hängen. Fische konnten aber unter dem Zaun hindurch schwimmen.

Nachdem der Bach den Schloßteich verlassen hatte, wurde durch ihn eine kleine Turbine betrieben, die früher einmal das Schloß mit Energie versorgte. Etwa anderthalb Kilometer weiter, lag dann die Mühle am gestauten Mühlenteich. Durch sein Wasser wurde ein großes Wasserrad in Bewegung gesetzt. Ich fand das alles sehr interessant. Der Mühlenbetrieb wurde vom Ehepaar Nitz geführt. Die Mühle sollte später für mich und andere noch eine besondere Bedeutung haben.

Im Bach waren nicht nur kleine Fische. Es gab Karauschen und Forellen, ja sogar Hechte sollen nicht selten gewesen sein, (so wurde immer behauptet). Ich selbst habe einmal erlebt, was aus dem Bach zu holen war, wenn in Karstnitz der Schloßteich abgelassen wurde. Papa war gerade zu Hause, er ging mit mir an den Bach, dorthin wo, der Zaun durch das Wasser gezogen war. Da kamen die

Fische. Papa hat sie mit den Händen gefangen und mir ans Ufer zugeworfen. <Klaus fang> hat er immer gerufen. Ich hatte meinen kleinen Spieleimer bei mir und wollte die Fische immer in den Eimer legen. Es hat nicht geklappt. Die Biester waren so flink und glitschig. Der Eimer war zu klein und ich zu aufgeregt.

Bei allem Schönen, bei aller Freiheit, gab es aber auch Pflichten. Kartoffelkäfer sammeln, war so eine. Mit der ganzen Schulklasse ging es auf die Felder, um diese gestreiften Käfer von den Kartoffelpflanzen ab zu sammeln. <Das haben uns die Tommis eingebrockt,> sagten uns Lehrer und andere Erwachsene. Die Tommis haben die Dinger über unsere Felder abgeworfen. Ich habe das damals wie viele andere auch, geglaubt.

Eine andere Pflicht war das Pflücken von Maulbeerbaumblättern. Hiermit wurden die Seidenraupen gefüttert, die wir in der Schule züchteten. Das hat schon Spaß gemacht Und, wir wollten natürlich auch, daß Deutschland genug Fallschirme hatte. Denn zur Herstellung dieser, wurde die Seide benötigt.

Hier muß ich wieder an Horst Weyerke denken. Er hatte drei ältere und eine jüngere Schwester, die Inge. Ich vermute, von den älteren Schwestern hatte Horst einige Anregungen erhalten, denn, er hatte immer etwas Neues zu bieten. Vielleicht würde Horst jetzt sagen: Klaus, ich war schon immer ein sehr neugieriger Mensch, der alles genau wissen wollte. Darum habe ich einiges probiert oder untersucht. Mit meinen älteren Schwestern hat das nichts zu tun.

Horst hatte Raupen im Glas, die er beobachtete. Er untersuchte tote Schnecken. Als Tisch diente die Mauer der Abfallgrube. Horst zeigte mir, wie man Weidenbäume pflanzt. Er steckte einfach einen Zweig in die Erde, daneben eine mit Wasser gefüllte Flasche, natürlich mit der Öffnung in den Boden, um so eine ständige Bewässerung des Zweiges zu gewährleisten. Ich habe nur gestaunt, was ich alles von Horst lernen konnte. Die Flaschen waren leere Lebertranflaschen. Darauf sichtbar ein Fischer mit einem großen Fisch. Lebertran: Horst mußte ihn regelmäßig einnehmen, ich durfte ihn einmal probieren. Nie wieder! Er schmeckte scheußlich. Ich war froh, daß meine Mutter das Zeug nicht kaufte. Horst tat mir leid.

Im Januar hat Horst Geburtstag. Zu einer kleinen Feier war ich immer eingeladen. Ich erinnere mich an einen Geburtstagsabend, es war schon sehr dunkel, doch wir waren noch mit und auf unseren Schlitten im Dorf unterwegs. Der Vollmond gab uns genügend Licht. Da haben wir am Himmel ein Licht gesehen, das sich sehr schnell bewegte. Wir glaubten es sei eine von den neuen V-Waffen, auch Wunderwaffen genannt. Leuchtend wie ein Stern bewegte sich dieses Gerät. Für uns gab es keine andere Erklärung.

Schlitten fahren, das war was. Schlittschuh laufen konnte ich nicht. Ich hatte auch bloß ein Paar, das total verrostet war, außerdem für mich zu groß.

Eine tolle Sache waren die Schlittengespanne. Die Pferde hatten an ihren Geschirren kleine Glöckchen, die, wenn sie bewegt wurden, ein wunderschönes Geklingel abgaben. So waren die stillen Schlittengespanne immer zu hören. Oft kamen Schlitten aus den Nachbardörfern zum Bahnhof, um Leute zum Zug zu bringen. Dann durften wir uns mit unseren Schlitten dran hängen. So wurden wir ein Stück mitgezogen. Hatten wir genug, ließen wir unsere Zugschnur einfach los.

Verwegener wurde es, wenn ein Bauer ein Pferd einspannte und damit etwa fünf bis zehn Kinderschlitten ziehen ließ. Dann ging es ab über die verschneiten Felder und Wiesen. Und das nicht nur im Schritt. Die beiden letzten Schlitten waren nach einigen Schlenkern bald leer. Ein schönes Vergnügen! Bei uns hat es oftmals sehr stark geschneit. In einem Winter war es an einem Tag so schlimm, so daß auch Schlitten es schwer hatten, durch den Schnee zu kommen. Aus unserem Dorf hinaus führte eine Straße durch eine kleine Senke (Richtung Schwetzkow), diese war einmal so zugeschneit, daß ein Durchkommen unmöglich war. Erst nach dem Männer und Frauen die Straße geräumt hatten, konnten die Leute aus Schwetzkow und Benzin wieder in ihre Dörfer zurück.

Kalt war es bei uns im Winter. Trotzdem waren wir meistens mit unseren Schlitten unterwegs. Die Hosenbeine waren nicht selten gefroren. Kamen wir in die warme Stube, wurden die steifen Hosen erst an den Kachelofen gestellt, damit sie wieder auftauten und trockneten. Der Frost schien uns nicht viel auszumachen. Wir waren auch immer warm angezogen. Doch einmal habe ich eine überraschende Erfahrung gemacht. Als ich mit feuchten Händen den Pumpenschwengel anfaßte, blieb ich an diesem kleben. Nach kurzer Zeit konnte ich die Hände lösen. Unwissend, aber neugierig, tat ich etwas ganz Dummes. Ich probierte mit der Zunge, ob ich damit auch an einer Haustürklinke hängen bleiben würde. Ich blieb hängen! Glücklicherweise konnte ich mich bald lösen. Doch meine Zunge spürte ich noch lange: Dummheit schützt vor Strafe nicht.

Wie ich schon erzählte, wohnten wir in einem kleinen Haus auf Lietzkes Hof. Mit uns lebten in diesem Haus noch Frau Lietzkes Eltern, das Ehepaar Knoop, Herr Knoop war schon im Ruhestand. Über uns wohnte Tante Meta Brüggemann mit Mutter und Onkel, Emma und Hermann Birr. Im Haus war es alles sehr klein. Doch das habe ich damals gar nicht so empfunden. In unserem Schlafzimmer standen die Ehebetten, ein Kleiderschrank ein Kinderbett, ein Chaiselongue (Scheese genannt), zwei Nachtschränke und zwei Stühle. Im Wohnzimmer, das Oma hütete und bewahrte, gab es ein Sofa, auch eine Scheese, ein Vertikow, eine Kommode, ein Tisch mit Stühlen und einen kleinen Zeitungsständer. Auf diesem lag ein großes, interessantes Buch über China. Weiter gab es eine Ziehharmonika und eine Zither, die Opa gespielt haben soll. An der Wand hing eine große Uhr. Beheizt wurde dieses Zimmer durch einen Kachelofen, der gleichzeitig Omas Schlafzimmer wärmte. Auch in Omas Zimmer standen Ehebetten, so daß für Besuch auch immer Platz war. Und: In diesem Zimmer gab es die bekannte Ofenbank. Auf dieser Bank sitzend hat Oma mir einiges erzählt. Außer diesen Zimmern gab es noch eine kleine Nebenkammer. In dieser fand ein neugieriger Junge manch interessante Dinge. Sie schien mir voller Geheimnisse zu stecken.

In der Küche standen zwei Küchenschränke. Einer gehörte uns, der andere Oma. In Omas Schrank befanden sich die <Hoffmannstropfen>, mir schmeckten die prima. Diese gab es aber nur bei Kopf- oder Zahnschmerzen. Bei Husten und Heiserkeit wurden wir mit Zwiebelsaft behandelt. Zwiebeln mit Zucker vermischt und erhitzt, ergab die Medizin. Ich habe diese Medizin gerne eingenommen.

Außer den Schränken standen noch zwei Tische mit Stühlen in der Küche. Der gemauerte Herd nahm am Ende des Raumes die ganze Breite ein.

Auch in Lietzkes großem Stall standen uns zwei Räume zur Verfügung. In einem bewahrten wir Geräte, Holz und unseren großen Handwagen auf. Der andere war Hühner- und Ziegenstall. Oma

hatte zwei Ziegen und einen stark stinkenden Ziegenbock. Dieser bekam von Zeit zu Zeit Besuch! Über diesen Räumen hatten wir auch einen Heuboden. Hier lagerten wir das Futter für die Tiere und Opas Angelgeräte. Opa Faust soll ein begeisterter Angler und Fischer gewesen sein.

Auf dem Hof gab es immer etwas zu sehen. Sei es bei den Bienen im Bienenhaus oder in den Ställen. Besonders, wenn neue Ferkel geliefert wurden.

Lietzkes hatten keine Kinder. Vielleicht durften wir darum unsere Nasen in viele Dinge stecken. Ich habe gesehen, wie Otto und Herr Knoop künstliche Bienenwaben gebaut haben. Erst wurden die kleinen Holzrahmen hergestellt, dann wurden in diese einige dünne Drähte gespannt und auf diese legten sie eine Wachsplatte. Mit einem kleinen erhitzten Eisen wurden die Drähte in die Platte geschmolzen.

Wenn Otto etwas reparierte oder herstellte, war es gut zu zusehen. Er hat mir viel gezeigt auch, wie man lange Nägel umlegt und ins Holz schlägt, die auf der anderen Seite eines Brettes heraus gekommen sind. Ich habe es nicht vergessen.

Ich habe aber auch erlebt, wie Papa sich beim Holzhacken beinahe einen Daumen abgetrennt hätte. Eine schöne Narbe erinnerte an dieses Mißgeschick. Hinter dem Stall hatten wir einen ziemlich großen Garten. Hier bauten wir Gemüse und Blumen an. Papa hat auch zwei Apfelbäume gepflanzt. Außerhalb des Gartens, aber direkt am Zaun, stand eine alte, sehr große Eiche. Eines Tages brach von dieser Eiche ein schwerer Ast ab. Er fiel genau auf den Platz, auf dem Mama vor einer Minute gestanden hatte. Der Schreck über das Beinaheunglück war groß. Die Eiche war unten teilweise hohl und hatte eine Öffnung, durch die ich in den Baum einsteigen konnte. Was ich auch getan habe.

In unserer Nachbarschaft lag Siefert's Bauernhof. Er war einer der Höfe, die nicht aus der Versiedlung der Gutsländereien entstanden sind, sondern schon immer einer der freien Höfe war. Mit Frau Siefert wohnten ihre Tochter Meta (Tante Meta) und ihr Sohn Otto (Onkel Otto) in dem alten, mit Stroh gedeckten Fachwerkhaus. Neben diesem Haus stand ein großer Birnbaum. Er trug immer köstliche Birnen, Kruschken genannt. Wir durften davon essen, wann immer wir wollten.

Was bei Siefert's aber besonders auffiel, war eine Schar Puten (Truthennen) mit einem stolzen Puter (Truthahn), der immer ein großes Spektakel machte, wenn man in seine Nähe kam. Vor diesem Hahn hatte ich ein wenig Sch...ß, Ebenso vor einigen Gantern. Die Puten übernachteten auf dem großen Birnbaum.

Otto Siefert war der Bauer. Er hatte ein Gespann mit zwei Pferden. Ich sehe ihn noch, wie er mit großen Schritten neben dem beladenen Wagen herging sei es bei der Kartoffel- und Wruckenernte oder beim Mist fahren.

Von Otto Siefert hat Papa mir einmal folgende kleine Geschichte erzählt: Otto Siefert und Papa waren zusammen mit einigen anderen Männern bei der Freiwilligen Feuerwehr. Papa war so etwas wie ein Gruppenführer. An einem Übungsabend gab Papa der angetretenen Gruppe den Befehl : Hinknien. Alle Männer knieten sich hin, nur Otto Siefert blieb stehen. Er schaute nach links, er sah nach rechts und fragte: <Knei ju ahl? >Hochdeutsch: Kniet ihr schon? „

Auf dem Feld hinter Siefert's Stall stand in der Nähe des Baches ein Backofen. Hier backten Siefert's ihr Brot. Wenn Oma Siefert Brot gebacken hat, gab es für uns Kinder manchmal ein kleines rundes Brot mit einem Apfel oben drauf. Bevor der vorbereitete Brotteich, zu Brotlaiben geformt, in den Ofen

gegeben werden konnte, mußten einige Vorbereitungen getroffen werden. Zunächst wurde der Ofen angeheizt. Es war eine ganze Menge Holz zu verbrennen, bis der Ofen die richtige Temperatur hatte. War diese erreicht und das Feuer erloschen, wurde die Asche entfernt und der Staub mit einem Wischer weggeputzt. Der Wischer bestand aus einer langen Stange mit einem Stück Sack daran. Erst, wenn das alles getan war, wurden die Brotlaibe mit einem Schuber in den heißen Ofen geschoben. Solche Backöfen gab es mehrere im Dorf. Zu einigen gehörte auch ein Backhaus, in dem das Brot vorbereitet werden konnte. So ein Backhaus gab es zum Beispiel in der Nähe von Wenzlaffs und in der Siedlung.

Für Siefert habe ich, zusammen mit einem älteren Jungen, auch einige Male Kühe gehütet. Alleine war das Kühe hüten langweilig, aber zu zweit machte es Spaß. Wir haben meistens etwas gefunden, mit dem wir uns beschäftigen konnten. War ein Wassergraben in der Nähe, haben wir kleine Wasserräder gebastelt. Die drehten sich sogar, wenn wir gestautes Wasser über sie laufen ließen.

Eines bestimmten Tages gab es große Aufregung in unserer Familie. Herbert und Günter fühlten sich nicht wohl. Die Kinderärztin in Stolp stellte die Diagnose: Scharlach! Beide sollten sofort ins Krankenhaus. Bei der Einlieferung wurde entschieden: Günter muß im Krankenhaus bleiben, Herbert kann nach Hause. Er durfte seine Krankheit in unserem Schlafzimmer kurieren. Warum? Wir wußten es nicht. Rita und ich standen unter Quarantäne. Aber nach Stolp durften wir, um uns einige Spritzen abzuholen. Günter war einige Wochen im Krankenhaus. Als er zurück kam, war er doch recht klapperich auf den Beinen. Das merkte ich besonders, als ich mit ihm zu Horst Weyerke ging. Wir mußten eine Treppe steigen.

Ich habe schon einmal gesagt, ich war immer ein bißchen stolz auf unser Dorf, weil es doch einiges zu bieten hatte. Bei uns wohnte eine Familie Schlottke. Diese betrieb ein Schaustellerunternehmen. Sie hatten ein großes Kettenkarussell und ein kleines für Kinder, dieses wurde nicht durch einen Motor angetrieben, sondern durch Kinder, die im oberen Bereich im Kreis laufend, das Gerät bewegten. Wer drei Touren geschoben hatte, durfte sich einmal als Gast schieben lassen. Natürlich habe ich geschoben. Bin immer im Kreis gelaufen, bis mir übel war. Gut, das es gleich nebenan eine Toilette gegeben hat. Die Lust am Karussell fahren ist mir hierdurch für lange Zeit vergangen. Zu dem Unternehmen gehörte auch eine Schießbude, in der mit Luftgewehren auf allerlei schöne Dinge geschossen worden ist. Es gab auch Scheiben aus Pappe auf denen Tiere abgebildet waren. Auch auf diese konnte geschossen werden. An der Schießbude zeigten junge Soldaten gerne ihre Treffsicherheit. Sie waren es auch, die in den Sitzen des Karussell sitzend, während der Fahrt schaukelten und versuchten, die Mädchen, die in den Sitzen vor ihnen saßen, zu fangen und anzustoßen. Das war natürlich verboten, aber...! Der ganze Rummel spielte sich auf dem Gelände der Gastwirtschaft ab. Hier konnte man auch etwas zu Trinken erwerben. Ich habe mir einmal eine kleine Flasche Tafelwasser gekauft. Es schmeckte mir überhaupt nicht.

Das Eis, was die Gastwirte und andere zur Kühlung ihrer Waren und Vorräte benötigten, wurde im Winter aus den Eisflächen der Teiche gesägt und in Erdbunkern gelagert. Die Eisblöcke überlebten so den ganzen Sommer.

Gegenüber der Gastwirtschaft stand im Schloßpark eine kleine Kapelle, die zum Schloß gehörte. Hier wurde auch Kindergottesdienst gehalten. Einige Male bin ich auch zum Kindergottesdienst gegangen. Wir hörten Geschichten aus der Bibel und lernten ein paar Lieder. Ich erinnere mich an: Weil ich Jesu Schäflein bin...! Oft bin ich nicht in der Kapelle gewesen. Unsere Mutter hat jeden Abend mit uns Kindern gebetet. Ich weiß noch, daß jedes Gebet endete: <Und beschütze unseren lieben Papa. >

Neben dem Kindergottesdienst wurde auch anderes geboten, dem wir uns kaum entziehen konnten. Zum Beispiel eine Luftschutzübung. Die ging so: Auf dem Gutshof wurde eine Garage ausgeräumt. In diese wurde eine Nebelkerze (Qualmbombe) gelegt und gezündet. Sie qualmte fürchterlich, so daß man kaum etwas sehen konnte. In diesen Raum mußten dann einige von uns Jungen gehen. Mal mit, mal ohne Gasmasken. Die Luftschutzhelferinnen mußten uns dann bergen. Das waren ausgebildete Mädchen und Frauen. Meine Mutter gehörte auch zu ihnen. Daß auf den Dachböden Feuerpattschen, mit Wasser gefüllte Eimer und Kisten mit Sand stehen mußten, hatte man uns auch schon beigebracht.

Von Luftangriffen haben wir aus dem Radio erfahren, das Lietzkes besaßen. Bei Sondermeldungen stand es immer im geöffneten Fenster. Doch in einer Nacht sind auch bei uns Bomben gefallen, die aber nur geringen Schaden angerichtet hatten. Sie fielen weit außerhalb des Dorfes in den Wald, direkt neben den Bahndamm. Ein Signal wurde beschädigt. Es wurde vermutet, daß die wenigen Lichter eines rangierenden Güterzuges der Anlaß für den Abwurf waren. Aber die vielen Bomber, die in Schwärmen und in großer Höhe über uns hinweg Richtung Osten gezogen sind, haben wir gehört und gesehen. Es war ein tiefes Brummen, das wir hörten. Und die vielen Maschinen glitzerten in der Sonne wie kleine Fische.

An einem Nachmittag im Herbst waren Bauern auf dem Bahnhof, um Kartoffeln zu verladen. Unter ihnen auch Onkel Max mit einer Fuhre. Wie so oft, war ich auch auf dem Bahnhof, ich durfte helfen den Kastenwagen, der von zwei Pferden gezogen wurde, zu entladen. Wir waren fast fertig, als ein uns schon bekanntes, tiefes Gebrumm zu hören war. Gleich darauf waren die ersten Flugzeuge zu erkennen. Alarm! Onkel Max und ich standen auf unserem Wagen, ich hatte die Zügel in der Hand, Onkel Max sagte nur: <Ganz schnell weg.> Wir fuhren weg, so schnell es ging. Nur weg vom Bahnhof! Die Bauern, deren Wagen noch nicht entladen waren, sind in den nahen Wald gefahren. Bei einem Bombenangriff hätte ihnen das nichts genützt. Onkel Max und ich sind dann gleich weiter nach Kummersdorf gefahren. Etwas ängstlich war ich schon gewesen. Die Erwachsenen wohl nicht, sie waren nur vorsichtig. Aus dem Radio haben wir später erfahren, daß einige Städte in West- und Ostpreußen bombardiert worden seien.

Kurze Zeit nach diesem Erlebnis wurde am Bahnhof eine zusätzliche Verladerampe gebaut. Pioniere errichteten diese aus alten Bahnschwellen. Nach einigen Tagen kamen die ersten Militärfahrzeuge, die über diese neue Rampe auf Güterwagen verladen wurden. Eine spannende Angelegenheit. Ich war an solchen Tagen fast nur noch auf dem Bahnhof. Viele Soldaten habe ich getroffen. Manchen Witz gehört, der nicht für meine Ohren bestimmt war. Ich bin sicher, daß ich auch nicht alle verstanden habe.

Es wurde viel Gerät verladen: Panzer, Packkanonen, PKW und Lastwagen, andere Kettenfahrzeuge und viele Kisten. Wohin das alles transportiert werden sollte, war nur zu vermuten.

Auf dem Bahnhof gab es selbstverständlich auch ein Stellwerk. Dieses wurde auch von unserem Nachbarn, Herrn Wendt, betreut. Wenn er Dienst hatte, brachte sein Sohn Günter ihm das warme Essen. Günter nahm mich mit zu seinem Vater. Es war schon interessant zu sehen, wie die verschiedenen Signale und Weichen gestellt wurden. Die großen Hebel zu bedienen, war nicht leicht. Günter und ich haben es versucht, wir scheiterten. Unsere Kräfte reichten noch nicht. Herr Wendt hat uns viel über die Bedeutung eines Stellwerkes erklärt und von seinen Aufgaben als Eisenbahner erzählt.

Unser Vater war Straßenwärter. Die Straße von uns nach Dammen, und in die andere Richtung nach Mahwitz, zusammen etwa zehn Kilometer, war sein Arbeitsbereich. Ich erinnere mich an wenige Dinge aus dieser Zeit. Papa hatte selbstverständlich ein Fahrrad. Zunächst mit einer Karbidlampe, dann mit einer Boschlampe und Dynamo. An der Mittelstange befestigte er die Tasche mit der Verpflegung. Am Rahmen seine Schaufel und andere Geräte. Wenn Papa in der Nähe des Dorfes gearbeitet hat, durfte ich ihn auch mal begleiten. Lange bin ich dann nicht bei ihm geblieben. Steine und Brücken mit weißer Farbe zu markieren, machte mir noch Spaß, doch mit der Schaufel konnte ich noch nicht umgehen. Manchmal, wenn Papa abends nach Hause kam, sagte er: <Klaus, mach doch mal die Tasche auf, da ist Hasenbrot drin.> Hasenbrot: Das waren die Brote, die Papa nicht gegessen hatte. Mir haben diese Stullen immer besonders gut geschmeckt. Wenn die Pilze da waren, brachte Papa nicht selten welche mit nach Hause. Das war dann ein besonderes Hasenbrot.

Eines Jahres im Mai brachten ein paar Männer mit einem Lastwagen Splitt (kleine Steine) ins Dorf. Diese wurden zur Ausbesserung der Teerstraßen benötigt. Natürlich war ich mal wieder unter den Zuschauern. Einer der Männer fragte mich, was denn mein Vater mache? Ich sagte: <Papa ist Straßenwärter, aber jetzt ist er Soldat>. Sie fragten mich nach meinem Namen und, wann ich Geburtstag hätte. Ich gab ihnen die entsprechenden Antworten. <Was wünschst du dir zum Geburtstag?> Ich habe mir Maikäfer gewünscht! Am nächsten Tag, es war mein Geburtstag, waren die Männer wieder auf dem Platz. Sie brachten mir ein Geburtstagsgeschenk mit. Einen Margarinekarton voller Maikäfer. Es war alles im Karton, was wir unter den Maikäfern kannten: Schuster, Müller, Kaiser und das ganz gewöhnliche Volk. Freudig und stolz habe ich die Käfer mit nach Hause genommen. Nachts kamen sie mit ins Schlafzimmer, damit ich sie meiner Nähe hatte. Am Morgen dann die Überraschung: Die meisten Maikäfer hingen in den Gardinen. Damit die Käfer nicht erstickten, hatte der Karton natürlich Luftlöcher im Deckel. Eine Einladung zur Flucht. Die ganze Familie hat geholfen das <Geburtstagsgeschenk> wieder einzusammeln. Später konnten sich unser Hühner an dem Geschenk erfreuen. Oma war so großzügig.

Sehr gerne mochte ich die Getreidefelder. Besonders, wenn die Halme schon sehr hoch waren und der Wind sie bewegte, so daß es aussah, als seien sie Wellen auf einem See. Gerne bin ich auch auf den Feldrainen (Grenzen) in die Felder gegangen, um den Duft intensiv riechen zu können und die schönen Feldblumen zu sehen.

Das Spielen in einem Getreidefeld war streng verboten. Wurde dabei jemand erwischt, gab es Ärger, sehr viel Ärger. Oft war er auch sehr schmerzhaft. Ich bin auch einmal in einem Roggenfeld erwischt

worden. Es gab ein gewaltiges Donnerwetter, aber kein schmerzendes. Getreide durfte nicht beschädigt werden, erst recht nicht Brotgetreide. Dieses war ein ungeschriebenes Gesetz!

Die Getreideernte war Schwerarbeit. Erst mußte Rundgemäht werden. Dieses wurde nur per Hand mit der Sense getan. Die Männer mähten, die Frauen haben das Gemähte zu Garben gebunden. Uns Kindern wurde das Binden von Garben bei solch einer Gelegenheit auch gleich beigebracht. Das hat mir nicht immer Freude gemacht, denn im Getreide waren nicht nur hübsche Blumen, sondern auch Disteln. Zum Schutz vor diesen haben die Frauen über den Unterarmen sogenannte Schoner getragen. Gegen die Sonne schützten sie sich durch Kopftücher oder große Strohhüte. Das Rundmähen war nötig, damit beim Mähen mit den Maschinen, das Getreide nicht zerstört wurde. In den ersten Jahren wurde mit den sogenannten Flügelmaschinen gemäht. Später dann mit Selbstbindern. Diese lieferten das gemähte Getreide gleich in gebundenen Garben. Solche Maschinen waren entsprechend schwer und mußten von mehreren Pferden gezogen werden. Nicht selten wurde dreispännig gearbeitet. Die nötigen Pferde haben sich die Nachbarn gegenseitig ausgeliehen.

Da die Anschaffung eines Selbstbinders sehr teuer war, taten sich einige Bauern zusammen, um so den Kauf finanzieren zu können. Ich vermute, so ist es auch innerhalb unserer Verwandtschaft geschehen.

Nach dem Mähen kam das Hocken. Die Garben wurden mit den Ähren nach oben zusammengestellt - wie kleine Zelte -, damit sie besser trocknen konnten. Waren sie trocken, wurde eingefahren. Zu diesem Zweck wurden die Ackerwagen zu Leiterwagen verlängert. Das geschah, in dem zwischen Vorder- und Hinterwagen ein Verlängerungsbaum angebracht wurde. Kunstvoll wurden die Fuhren gepackt damit sie während der Fahrt nicht umkippten. Die eine oder andere Ladung ist dennoch umgekippt. Kein Wunder bei den häufig doch recht weiten Fahrten über Sandwege und Kopfsteinpflaster. Wenn dann auch noch <scharfe Gänger> eingespannt waren, gab es schon einige Probleme. Ich denke an eine umgeworfene Ladung in der Abbiegung bei Zitzkes Haus. Ich meine, das Fuhrwerk gehörte Otto Siefert. Ich saß oben drauf, als es kippte. Mir ist nichts passiert, ich bin einfach auf den Garben runter gerutscht.

Gedroschen wurde im Winter. Lietzkes hatten einen Dreschkasten Wenn gedroschen wurde, war gegenseitige Hilfe angesagt. Einmal hat auch unser Onkel Max bei Lietzkes geholfen. Zur Mittagspause zog er seine Jacke wieder an, die er auf ein paar Säcken abgelegt hatte. Ich stand daneben. Auf einmal sagte Onkel Max zu mir: <Klaus, fass doch mal auf meinen Rücken, wenn du etwas fühlst, drücke ganz fest zu>. Als ich etwas fühlte, drückte ich zu. Ich hatte eine Maus erdrückt, die in der Jacke steckte.

Zur Heuernte ging es nicht nur auf die Wiesen in der Nähe des Dorfes, sondern auch auf die „Rieselwiesen“, die an der Lupow lagen. Um zu diesen zu gelangen, mußte man eine lange Strecke durch den Wald fahren. Mir erschienen diese Fahrten immer recht abenteuerlich, denn einige Kutscher“ nahmen mit den leeren Leiterwagen eine Abkürzung durch die Lupow. Um genügend Futter für die Tiere zu haben, wurde auch Klee angebaut, der ebenfalls zu Heu verarbeitet wurde. Ich meine mich richtig zu erinnern, daß bei der Aussaat des Getreidekornes gleichzeitig Kleesaat ausgebracht

worden ist. Wenn das Getreide später abgeerntet war, konnte der Klee zwischen den Stoppeln wachsen und von den Kühen direkt vom Feld geerntet werden. Auf Stoppelfeldern Kühe zu hüten, bedeutete, auf Stoppel laufen zu können, auch barfuß! Das ging am besten, wenn man die Füße nicht anhob, sondern sie durch die Stoppel gleiten ließ. Nach ein paar Stunden beherrschten wir die Technik.

Im Herbst wurden die Kartoffeln, Wrucken und Rüben geerntet. In diesen Tagen bekamen auch wir Kinder unsere Aufgaben, die selten zur Last wurden. Auf einem Stückchen Pachtland besaßen auch wir einige Reihen mit Kartoffeln. Haben wir diese geerntet, wurde auch uns geholfen. Zum Beispiel bei der Abfuhr der Kartoffeln vom Feld in den Keller. Auf Lietzkes Hof gab es eine Reihe von Kellern, die halb in die Erde gebaut und gemauert waren. Oberhalb mit einer dicken Erdschicht bedeckt, ergaben diese Keller sehr gute Lagerräume für Kartoffeln und Gemüse.

Kartoffeln sammeln: Meistens waren es Frauen, Jugendliche und Kinder, die Kartoffeln sammelten. Auf den Knien nebeneinander über das Feld rutschend wurde gearbeitet. Mit einer vierzinkigen Hacke wurden die Stauden umgelegt und die nun frei liegenden Knollen in Körbe gesammelt. Drahtkörbe nahmen wir lieber, als die aus Weide geflochtenen, denn diese waren schwerer. Die Erwachsenen haben zwei Reihen gleichzeitig bearbeitet. Wir Kinder durften uns mit einer begnügen. Die gefüllten Körbe wurden in Säcke oder in einem Kastenwagen entleert. Diese Arbeit verrichteten die wenigen Männer. Meistens waren es Kriegsgefangene.

Spaß machte es, auf dem Feld zu essen. Stullen und das Mittagessen wurden aufs Feld gebracht. Meistens gab es eine Suppe, die in großen Milchkannen geliefert wurde. Geschmeckt hat es immer. Die Frauen trugen bei der Arbeit in der Regel ein Kopftuch und eine Sackschürze. Manchmal auch eine alte Männerhose, was beim Rutschen über den Acker sehr nützlich war.

Das Kartoffelkraut wurde auch geerntet denn es wurde später zum Bedecken der Mieten, in denen die Futterkartoffeln (Schweinskartoffeln), Wrucken und Rüben gelagert wurden, genutzt. Einmal habe ich erlebt, dass eine große Dampfmaschine auf den Hof kam, mit der Futterkartoffeln gedämpft wurden, um sie dann in einer Erdkuhle zu lagern. Diese Kartoffeln haben mir als Pellkartoffeln sehr gut geschmeckt. Die Dampfmaschine ist auf einigen Höfen tätig gewesen.

Es gab bei uns in der Umgebung einige kleine und größere Landvermessungstürme. Diese waren aus Holzstämmen erbaut und hatten eine ganz schöne Höhe. Unten waren sie recht breit gebaut, nach oben liefen sie spitz zu. So luden sie zum Klettern ein. Einen dieser großen Türme hat einer unserer Mitschüler Günter Matz als Klettergerüst benutzt. Ich war nicht dabei, als er den Turm bestiegen hat, aber man hat mir erzählt, wie es gewesen sein soll. Als Günter oben war, hat er seine Jacke ausgezogen und sie nach unten geworfen. Die Jacke soll auf einer Stange, ziemlich weit außen liegen geblieben sein. Günter habe sie von dort holen wollen und ist auf dem Weg dorthin abgestürzt. An den erlittenen Verletzungen ist er gestorben. Wir alle waren erschrocken und tief betroffen. Auf unserem Friedhof wurde Günter bestattet.

Ich erinnere mich noch an einige andere Beerdigungen. 1943 ist Mamas jüngste Schwester, Trautchen, im Alter von achtzehn Jahren an Diphtherie verstorben. Trautchen - Tante durfte ich nicht

sagen, das mochte sie nicht-, war ein unheimlich temperamentvolles Mädchen. Eine fröhliche, junge Tante. Zur Hochzeit von Tante Irmgard und Onkel Heinz war sie mit uns in Elbing. Bis zu ihrem Tod hat sie im Schloß gearbeitet.

Auch Onkel Walters (Kosbab) erste Frau -Tante Erna- ist auf diesem Friedhof bestattet. Sie starb an Magenkrebs. Ihre beiden Kinder, Christa und Bärbel, blieben bei der Oma in Kummersdorf. Einige Vorfahren der Familie Kosbab und Großvater Ludwig Faust, der Vater unserer Mutter, haben hier ebenfalls ihre letzte Ruhe gefunden.

An eine besondere Feier auf dem Friedhof kann ich mich erinnern. Unsere Lehrerin, Frau Specht, hatte zwei Söhne, Harry und Helmut. Beide waren Soldaten der Luftwaffe. Sie sind im Krieg ums Leben gekommen (gefallen). Einer, ich glaube, es war Harry, konnte auf unserem Friedhof bestattet werden. Er wurde mit militärischen Ehren beigesetzt. Soldaten gaben ihm das letzte Geleit und schossen über dem offenen Grab Salut. An dieser Feier hatte wohl die ganze Schulklasse teilgenommen. Auf dem später errichteten Grabstein wurde auch der Namen seines Bruders angebracht.

Kirchlich gehörte Hebrondamnitz zum Kirchspiel Dammen. Hier stand auf einem kleinen Hügel auch die Kirche. In dieser Kirche sind viele aus unserer großen Familie getauft worden, ich auch. Frau Wenzlaff, Käthes Mutter, hat mir erzählt, daß Käthe und ich am selben Tag, zur selben Zeit, mit demselben Wasser vom selben Pastor getauft worden seien. Das ist schon eine tolle Sache. Ich erinnere mich nicht, die Kirche jemals betreten zu haben.

Wenn ich sitze und schreibe kommen mir immer weitere Ereignisse in den Sinn. Ich denke an eine Fahrt nach Stolpmünde an die Ostsee. Papa war auch zu Hause. In welchem Jahr dieses große Ereignis stattfand, erinnere ich nicht mehr. Es war die einzige Fahrt, die ich als Kind nach Stolpmünde gemacht habe. Es war ein schönes Erlebnis Die See hatte ich noch nie gesehen, den weißen Strand natürlich auch nicht, auch nicht so große Schiffe Ich habe nur gestaunt. Beeindruckt hat mich die lange Hafensemole, auf der Papa mit uns bis an ihr Ende gegangen ist. Herbert wollte wohl alles genau wissen. Als wir zurückgekommen waren, legte er sich am Rand des Hafenbeckens auf den Bauch, um sich etwas im Wasser Treibendes genauer anzusehen. Dabei kam er ins Rutschen. Ich hielt ihn fest und habe voller Angst sehr laut geschrien. Papa und Mama waren in der Nähe und Herbert gerettet Nach diesem kurzen Schreck entdeckte ich etwas, was ich noch nicht kannte: Einen Mann mit weißer Mütze, der einen kleinen zweirädrigen Wagen schob auf dem zwei blanke, halbrunde Hauben zu sehen waren. Der Mann verkaufte Eis. Speiseeis. Papa kaufte für jeden eine kleine Waffeltüte mit einer Eiskugel darin. Dieses Eis war das erste, das ich gegessen habe. Ich denke, dieser Tag an der Ostsee, war ein besonderes Ereignis für die ganze Familie. Es wurde noch gekrönt durch die Heimfahrt mit der Eisenbahn.

Für mich gab es ja auch noch die Schule. Merkwürdiger Weise habe ich an die Unterrichtsstunden wenige konkrete Erinnerungen. Sicher habe ich etwas gelernt, aber die Angst, einiges nicht zu können und dann dafür bestraft zu werden, war immer vorhanden. Warum eigentlich?

Gefreut habe ich mich auf Filmvorführungen, die hin und wieder in der Klasse gemacht wurden. Es gab lehrreiche Filme zur Heimatkunde und lustige wie: Die Stadt und die Feldmaus oder: Der Hase und der Igel. Ich mochte diese Stunden gerne. Natürlich erfüllten die lustigen Filme auch eine pädagogische Aufgabe.

Ich vermute, ich erinnere mich richtig: Am Beginn der Sommerferien wurde im Garten am Fahnenmast die Hakenkreuzfahne gehißt. Wir Schüler mußten antreten, stramm stehen und zum Hitlergruß den Arm erheben. Wenn wir dann auch noch das <Deutschlandlied> und das <Horst-Wessel-Lied> gesungen hatten, waren Ferien. Gesungen haben wir oft. Auf dem Weg zum Sportplatz ebenso, wie bei den Schulausflügen.

Zum Muttertage ging die ganze Klasse mit dem Lehrer in den Wald, um Blumen zu pflücken. Anemonen gab es reichlich, leider verwelkten sie sehr schnell. Doch diese Ausflüge machten Spaß. Und es wurde gesungen: <Die blauen Dragoner die reiten...> zum Beispiel.

In oder aus der Nachbarschaft gab es immer etwas Neues zu hören oder zu sehen. Einmal wurde Mama von zwei Frauen besucht. Ich meine, es waren Frau Schröder und Frau Wendt aus der Nachbarschaft. Ich saß auf dem Fußboden und spielte. Das Gespräch der Frauen konnte ich genau hören. Bald ging es um eine andere Nachbarin: Frau Zülke. Diese erwartete ein Kind. Ich hörte sagen: Die Zülksche - so sprach man in Pommern - kriegt bestimmt ein Mädchen, sie ist so stark. Tage oder auch Wochen später hatte Mama wieder Besuch, dieses Mal waren es andere Frauen. Das Gespräch kam wieder auf Frau Zülke. Ich hörte es und kam in Fahrt. Ohne zu ahnen, was ich sagte, sagte ich: Frau Zülke bekommt bestimmt ein Mädchen, sie ist so stark. Kurzes Erstaunen bei meiner Mutter und zack hatte ich eine weg. (Ohrfeige) Aufklärung in damaliger Zeit. Ich war wohl etwas vorwitzig und mit dem Mund nicht faul.

Ich schreibe diese Zeilen im März 2001. In den letzten Tagen hat es außergewöhnlich viel geschneit und der Schnee ist liegen geblieben. Bei diesem Anblick kommen Erinnerungen an die Winterzeit in Pommern zwangsläufig. Die Vorweihnachtszeit war spannend und geheimnisvoll, wie es wohl überall war und ist, wo Kinder sind.

Es wurde heimlich gebastelt, eingepackt und versteckt. Kuchen und Plätzchen wurden gebacken. Beim Vorbereiten durften wir die Schüssel festhalten und die Plätzchen ausstechen. Die leere Rührschüssel durften wir auskratzen. Der vorbereitete Teig kam dann auf ein Blech oder in eine Form. Die Kuchenbleche wurden auf einen Kinderschlitten geladen und zum Bäcker Schulz in die Bäckerei gebracht. Hier wurden die Kuchen und Plätzchen gebacken. Ich durfte in der Backstube bleiben. Es war schön warm und interessant. War alles fertig, ging es wieder nach Hause. Kuchen und Plätzchen kamen in große Blechdosen und wurden versteckt, wie manche andere Dinge auch.

Bei uns gab es einen Weihnachtsbrauch: Den Weihnachtsschimmel. Dieser kam, geführt von einem Mann (oder verkleideter Frau), an die Tür, um etwas zu erbitten. Der Schimmel machte immer ein großes Getöse, darum mochte ich ihn nicht so gerne. Am Heiligabend kam der Weihnachtsmann mit Sack und Rute. Die damalige Pädagogik wurde durch Lohn und Strafe bestimmt. Jedenfalls zu Weihnachten. Sei schön artig, der Weihnachtsmann sieht und hört alles, waren oft gehörte Worte.

Die Spannung am Heiligabend war kaum zu ertragen. Das Wohnzimmer war verschlossen, wir saßen in der Küche und im Schlafzimmer und warteten. Irgendwann ertönte eine Klingel und die Tür des Wohnzimmers wurde geöffnet. Ein schöner Weihnachtsbaum, geschmückt mit blanken Kugeln und Lametta, mit Vögeln aus Glas und Ketten aus kleinen Perlen, wurde bestaunt. Unter dem Baum standen die bunten Teller, aber keine Geschenke. Dann klingelte es erneut. Vor der Stubentür konnten wir ein Poltern hören, dann stand der Weihnachtsmann im Zimmer. Stille! Herbert war schnell unter die Scheese gekrochen. Doch der Weihnachtsmann konnte ihn mit freundlichen Worten hervorlocken. Dann ging es los: Wart ihr auch alle schön artig? Habt ihr auch ein Gedicht gelernt? Klaus, du bist ja schon groß, kannst du mir etwas aufsagen? Oder so ähnlich. Ich hatte ein kleine Bitte gelernt: <Lieber guter Weihnachtsmann schau mich nicht so böse an. Stecke deine Rute ein, ich will auch immer artig sein.> Später konnte ich dann auch: <Von drauß vom Walde komm ich her, ich will euch sagen, es weihnachtet sehr...>

In den Sack wurde nie einer gesteckt und mit der Rute wurden wir auch nicht bestraft, und doch waren wir immer ein wenig ängstlich. Übrigens, ich glaubte, manchmal hörte sich der Weihnachtsmann wie Tante Meta Siefert an.

Auf den bunten Tellern lagen außer Plätzchen, Äpfel und anderen leckeren Sachen, auch die selbst gemachten Marzipankartoffeln. Die mochte ich am liebsten. Auch Geschenke haben wir immer bekommen. Ich erinnere mich an einige Weihnachten. Einmal bekamen Herbert und ich eine große Burg aus Holz. Sie hatte eine Innenbeleuchtung und eine Zugbrücke. Viele Soldaten, auch mit Pferden, gehörten da zu. Das war was! Die Burg hatte der Weihnachtsmann von Onkel Otto aus Wuppertal bekommen. Sie hatte schon einmal einen anderen Besitzer. (Diese Burg war nicht im Sack, sie war unter einem Tuch versteckt).

Ein andermal bekam ich etwas ganz Schönes. Einen aus Holz gefertigten Rollwagen mit Kisten und Fässern beladen. Dieser Wagen war niedriger gebaut, als andere und hatte kleinere, breite Räder wie die echten Wagen, die zum Transport von Stückgut benutzt wurden. Bespannt war mein Wagen mit zwei Pferden, die ein echtes Fell hatten. Ein wunderschönes Geschenk! Wie lange es gehalten hat? Wir waren drei Brüder.

Stolz war ich, als ich zu Weihnachten einen richtigen Wehrmachtshelm aus Pappe und eine halbe Uniform, ebenfalls aus Pappe, bekam. Diese Soldatenuniform wurde nur vorne getragen. Hinten war sie durch zwei Fäden befestigt. Genau betrachtet war es ein Stück Pappe, das vor Brust und Bauch gebunden wurde. Allerdings ein schönes Stück Pappe. Zum selben Fest bekam ich ein kleines Holzgewehr mit einer Vorrichtung, zum Spannen einer Feder. So konnte ich mit dem kleinen Gewehr einen Pfeil, mit Gummisauger an der Spitze, abschießen. Das war schon toll. Natürlich ging ich am nächsten Tag zu Horst Weyerke, um ihm das tolle Ding zu zeigen. Wir haben beide geschossen, aber es dauerte nicht lange. Der Pfeil landete auf dem Dach des Scheunen- und Stallgebäudes. Aus der Traum!

An eine Weihnachtsfeier erinnere ich mich, weil es keine private war. Es kann 1944 gewesen sein. Die NS- Frauenschaft und andere haben diese Feier für die Kinder von Frontsoldaten organisiert. Gestaltet wurde diese Feier im Saal des < Schwarzen Walfisch >. Die Geschenke waren für diesen Tag von vielen Leuten gebastelt worden. Ich bekam ein Holzschwert. Das war ein schönes Stück

Doch, ich hätte lieber den großen Lastwagen gehabt, den ein anderer Junge bekommen hatte. Ich nehme an, das Auto war von seinem Onkel gebaut worden.

Was mir später deutlich wurde, an diesem Abend kam nicht der Weihnachtsmann, sondern das Christkind. -Merkwürdig-!

Gebastelt wurde nicht nur für diese Feier. Wohl in jeder Familie war man bemüht, zu Weihnachten die Kinder mit einer Kleinigkeit beschenken zu können. Ich denke an Tante Erna (Ruhnow), die bei Schuster Mickley eine Wohnung hatte. Bei ihr haben sich Mama und andere Mütter getroffen, um zusammen einige Sachen herzustellen. Bälle und Puppen wurden aus Stoffresten geschaffen. Alte Puppenstuben erneuert und fehlende Bauklötze ersetzt. Es war Krieg!

Die wirklichen Schrecken des Krieges konnten wir nur ahnen. Die Berichte über Kämpfe und Bombenangriffe, die wir aus dem Radio hörten, berührten uns Kinder wenig oder gar nicht. So spielten wir Krieg! Aus Brettern bastelten wir uns Gewehre. Orden wurden aus den Zeitungen ausgeschnitten oder geklebt. Diese Orden und Ehrenzeichen haben wir uns dann gegenseitig verliehen. Die Bilder von den Helden unseres Volkes haben wir gesammelt und aufbewahrt, oder untereinander getauscht. Wir kannten sie fast alle: Mölders, Udet, Rommel, Galland Dönitz und viele andere mehr gab es in Postkartengröße. Diese waren begehrt, wie bei den Mädchen die Lackbilder.

Wir spielten Soldaten, wir waren alles: Gefreiter, Unteroffizier und Offizier. Offizier wurde nicht jeder. Einer hatte fast immer etwas zu sagen: Horst Brunke. Horst war ein Draufgänger! Wir spielten überall. In den Scheunen, auf den Feldern und im Wald.

Einige von meinen Spielkameraden und Mitschülern haben sich mir aus verschiedenen Gründen besonders eingepägt. Ich denke an Werner Kirk. Werner machte immer, was er wollte, so hatte ich den Eindruck. Oder Kalli Lüdtkke, Kalli fing immer an zu weinen, wenn der Lehrer ihn ansprach. Kalli tat mir leid. An Fritz Reck denke ich. Er wohnte im sogenannten Gemeindehaus. Fritz hatte Kaninchen, er konnte diese sogar schlachten und abziehen. Bewundernswert! Hans-Joachim Böhnke hielt sich immer etwas zurück. Warum? Es gab so viele, mit denen ich gerne zusammen war. So auch mit Heinz Kosbab -nacht mit mir verwandt- er wohnte in der alten Schule, gleich neben Horst Weyerke. Von ihm und von Walter Sill, habe ich schon erzählt. Uns gegenüber wohnten Walter Schröder und Günter Wendt. Von ihm habe ich ebenfalls schon berichtet. Walters Vater war Soldat, aber er hatte zu Hause eine Tuba, für mich ein beeindruckendes Instrument. Wir haben auch mal versucht, dem Horn einen Ton zu entlocken. Es blieb bei einem kläglichen Versuch.

Kinder gab es genug in unserem Dorf. Mit den meisten habe ich gerne gespielt, einige gab es, denen bin ich aus dem Weg gegangen. Das waren oft die älteren Jahrgänge. Unter denen gab es wirkliche Idioten.

Von Mädchen ist weniger zu erzählen. Mit denen spielten wir selten zusammen. Manchmal aber doch. Horst Schwester Inge und ich haben einmal geheiratet. Inge hatte sogar einen Schleier.

Ich denke an Erna Zoch. Erna hatte rote Haare und Sommersprossen. Darunter hat sie furchtbar gelitten. Sie wurde erbarmungslos gehänselt. <Rote Haar und Sommersprossen sind des Teufels Volksgenossen >, der Spruch war schon schlimm genug. Noch schlimmer und schmerzhafter war es, wenn an ihren Zöpfen gerissen wurde.

Ganz anders war das bei Gisela Voll. Sie fiel mir immer auf, wenn sie in die Klasse kam und die Tür schloß. Sie machte immer einen Knicks, wenn sie die Türklinke drückte. Nicht weit von uns wohnte Ingrid Zitzke. Zitzkes hatten eine tolle Wohnung, in der es sogar eine Kinderschaukel gab. Dazu einen großen Garten mit einer Laube, in der wir gerne spielten. Gespielt wurde fast alles. Jeder hatte seine eigenen Vorlieben und suchte sich die entsprechenden Spielfreunde. Es schien, als wären alle irgendwo im Dorf unterwegs auf der Suche nach Gelegenheiten zum miteinander Spielen oder, um da zu sein, wo etwas Interessantes geboten wurde. Einiges haben wir auch geplant. Geländespiele im Wald waren beliebt oder einfach Versteckspielen, besonders, wenn es schon dunkel wurde. Sicherlich spielten Freundschaften bei allem eine besondere Rolle. Auch hier galt: Mit einigen war man gerne zusammen, anderen schaute man lieber nur zu.

Gerne war ich mit unseren Verwandten zusammen. Viele wohnten in der Nähe, so konnten wir sie öfter besuchen. Hier möchte ich versuchen, die Familien Kosbab und Faust vorzustellen. So kann ich auch gleich etwas von der Siedlung, auch Kummersdorf genannt, erzählen.

Diese Siedlung entstand, als große Teile der Ländereien des Gutes abgegeben wurden. Sie lag etwa 1,5 Kilometer vom Dorf entfernt. Zu ihr und durch sie führte eine Kopfsteinpflasterstraße. Zu beiden Seiten dieser Straße lagen die einzelnen Höfe. Aus unserer Verwandtschaft haben hier vier Familien eine Landwirtschaft betrieben.

Die Familie Kosbab: Die Großeltern Otto Kosbab und Berta, geb. Kielack hatten vierzehn Kinder. Sechs Söhne und acht Töchter. Eine Tochter ist als Kind verstorben. Großvater hat auf dem Gut gearbeitet, als es noch nicht aufgesiedelt war. Später wohl auch einige Söhne, wie Papa mir erzählt hat.

OTTO, der älteste Sohn war Polizist in Wuppertal - Elberfeld. Er war verheiratet mit Änne, geb. Kregeloh und hatte einen Sohn: Otto. Nach dem Tode von Tante Änne heiratete Onkel Otto Mia, geb. Rondholz (?).

MAX, verheiratet mit Anna, geb. Sädler, war einer der Landwirte. Sie hatten vier Kinder: Elsbeth, Gertrud, Gisela und Manfred.

WILLI, unser Vater, verheiratet mit Margarete, geb. Faust. Wir waren vier Geschwister: Ich, der Klaus, Herbert, Günter und Rita. Mama hat einmal zu mir gesagt, unter normalen Umständen hätte sie gerne noch weiter gemacht, sie habe gerne Kinder bekommen. Wir wurden alle in der Wohnung geboren. Die Hebamme hieß Frau Hoppe.

WALTER, betrieb auch eine Landwirtschaft in der Siedlung. Er war verheiratet mit Erna, geb. Panzer. Die beiden hatten zwei Kinder: Christa und Bärbel. Tante Erna verstarb 1942. Bei Onkel Walter wohnte unsere Oma (Kosbab). Wir nannten sie Oma Och, Och, weil sie Schweine hatte.

PAUL, war verheiratet mit Anna, geb. Rohde. Was er beruflich gemacht hat, weiß ich nicht, ich kannte ihn nur als Soldat. Onkel Paul und Tante Anna hatten drei Kinder Hans-Harald, Detlef und Rainer.

HERMANN, verheiratet mit Hanneliese, geb. Pompluhn hatte einen Sohn: Rolf-Dieter. Tante Hanneliese ist 1945 verstorben. Onkel Hermann war Soldat.

ANNA, verheiratet mit Max Albrecht, hatte drei Kinder: Elli, Ilse und Alfred. Auch Albrechts bewirtschafteten einen Hof.

MINNA, war verheiratet mit Franz Sädler. Das Ehepaar hatte fünf Kinder: Reinhard, Helga, Hannelore, Ursula und Lieselotte. Onkel Franz und Tante Minna hatten ebenfalls einen Hof.

BERTA, war verheiratet mit Wilhelm Lüdtkke. Sie wohnten in Berlin und hatten einen Sohn: Dieter. Onkel Wilhelm war von Beruf Maler (Anstreicher). Er ist im Krieg gefallen.

EMMA, war verheiratet mit Erich Meihack. Sie hatten fünf Kinder: Bruno, Horst, Renate, Erika und Günter. Die Familie wohnte in Stolp.

ERNA, wohnte in Hebrondamnitz und war mit Erich Ruhnow verheiratet. Die beiden hatten zwei Kinder: Heidi und Dagmar. Onkel Erich ist im Krieg gefallen.

GRETE und FRIEDA, wanderten Anfang der 50 ziger Jahre nach Amerika, Chicago, aus. Hier haben sie auch geheiratet. Tante Grete und Tante Frieda waren während des Krieges verlobt. Ihre Verlobten sind gefallen. An Tante Gretes kann ich mich erinnern. Er hieß Hans und war bei der Luftwaffe. Er schenkte mir Abzeichen und Litzen seiner Uniform. Diese habe ich lange im Wäscheschrank bewahrt. Eine sehr große Familie. Wie viele Häupter diese Sippe

heute wohl zählen mag? Wenn ich mich nicht verzählt habe, haben Oma und Opa Kosbab 36 Enkelkinder gehabt.

Um die hier gemachten Angaben zu ergänzen, bringe ich nun Daten, wie sie mir heute zur Verfügung stehen. Ob diese korrekt und vollständig sind, kann ich nicht beurteilen. Anschließend setze ich die < Erinnerungen > fort.

KOSBAB:

Friedrich Kosbab, geb. 1.3.1833 in Hebrondamnitz (?) gest. 15.4.1919 in Hebrondamnitz
seine Ehefrau: Aldine. geb. Kubitz

Otto Kosbab, geb. am: 2.9.1874, verst. am: 7.6.1933 geboren und gestorben in Hebrondamnitz Kreis Stolp.

Ehefrau Berta, geb. Kielack, geb. am: 16.10.1876 in Franzenhagen Kreis Stolp verst. am: 31.12.1952 in Havixbeck

Otto Kosbab, jun. geb .am: 4.12.1897 in Hebrondamnitz, verst. am: 28.9.1975 in Elberfeld.

Ehefrau Änne, geb. Kregeloh, geb. am: 4.3.1899, verst. .am: 29.1.1961

Kind: Otto, jun. jun. geb am: 1931 in Elberfeld.

Zweite Ehefrau: Mia, geb. Rondholz (?) verstorben wann?

Anna Albrecht, geb. Kosbab, geb .am: 13.1.1899 in Hebrondamnitz, verst. am: 15.11.1978.

Geheiratet am 17.9.1926 in Hebrondamnitz

Ehemann: Max Albrecht, geb. am: 19.5.1899 in Benzin Kreis Stolp, verst. am: 16.9.1987

Kinder: Elli, geb. am: 1928 in Hebrondamnitz

Ilse, geb. am: 1929 in Hebrondamnitz, verstorben wann?

Alfred, geb. am: 1931 in Hebrondamnitz

Max Kosbab, geb. am: 27.12.1900 in Hebrondamnitz, verst. am: 30.3.1983.
Geheiratet am 18.11.1928 in Hebrondamnitz.
Ehefrau: Anna, geb. Sädler, geb. am: 29.10.1904 in Hebrondamnitz, verst. am: 31.1.1981.
Kinder: Elsbeth, geb. am: 1929 in Hebrondamnitz,
Gertrud, geb. am: 1931 in Hebrondamnitz
Gisela, geb. am: 1935 in Hebrondamnitz
Manfred, geb. am: 1941 in Hebrondamnitz, verstorben wann?

Ida Kosbab, geb. am: 2.1.1902 in Hebrondamnitz
verst. am: 1909 in Hebrondamnitz

Berta Lüdtker, geb. Kosbab, geb. am: 23.10.1904 in Hebrondamnitz, verst. am 3.12.1984 in Berlin,
geheiratet am: 9.10.1933 in Berlin-Neukölln.
Ehemann: Wilhelm Lüdtker, geb. am: 16.10.1908 in Krojanke, Flatow gefallen am: 16.3.1943 in
Rußland.
Kind: Dieter, geb. am: 1936 in Berlin-Neukölln

Emma Meihack, geb. Kosbab, geb. am: 20.9.1906 in Hebrondamnitz, verst. am: 29.5.1998,
geheiratet in Stolp
Ehemann Erich Meihack geb. am: 16.5.1902 in Stolp.
Kinder: Bruno, geb. am: 1932 in Stolp, verstorben am?
Horst, geb. am: 1936 in Stolp
Renate, geb. am: 1940 in Stolp
Erika, geb. am: 1943 in Stolp
Günter, geb. am: 1949 in Flensburg.

Minna Sädler, geb. Kosbab, geb. am: 12.11.1907 in Hebrondamnitz, verst. am: 21.11.1978.
Geheiratet am: 3.3.1933 in Hebrondamnitz,
Ehemann: Franz Sädler, geb. am: 21.1.1907 in Hebrondamnitz, verst. am: 3.4.1995.
Kinder: Reinhard, geb. am: 1934 in Hebrondamnitz
Helga, geb. am: 1935 in Hebrondamnitz
Hannelore, geb. am: 1939 in Hebrondamnitz
Ursula, geb. am: 1942 in Hebrondamnitz, verst. am: 2.4.1947
Lieselotte, geb. am: 1944 in Hebrondamnitz

Willi Kosbab, geb. am: 13.7.1909 in Hebrondamnitz, verst. am: 8.2.1990 in Salzkotten.
Geheiratet am 20.10.1933 in Hebrondamnitz.
Ehefrau: Margarete Faust, geb. am: 8.8.1912 in Dirschau/Westp.. verst. am: 7.3.2001 in Paderborn,
Schloß-Neuhaus
Kinder: Klaus, geb. am: 1934 in Hebrondamnitz
Herbert, geb. am: 1936 in Hebrondamnitz, verst. am: 28.11.1998 in Delbrück

Günter, geb. am: 1939 in Hebrondamnitz

Rita, geb. am: 1941 in Hebrondamnitz

Karin, geb. am: 1953 in Delbrück

Walter Kosbab, geb. am: 2.12.1910 in Hebrondamnitz, verst. am: 27.11.1985.

Geheiratet am: 18.9.1936 in Hebrondamnitz.

Ehefrau: Erna geb. Panzer, geb. am: 15.4.1910 in Wollin. verst. am: 15.10.1942 in Hebrondamnitz.

Kinder: Christa, geb. am: 1937 in Hebrondamnitz

Bärbel, geb. am: 1939 in Hebrondamnitz

Wiederheirat am: 25.4.1953 in Havixbeck.

Ehefrau: Ilse, geb. Unrau, verw. Wiebe, geb. am: 21.4.1918 in Meisterwalde/Ostpr., verst. am 25.5.1980.

Ein Kind: Lothar, geb. am: 1954 in Havixbeck.

Paul Kosbab, geb. am: 15.9.1912 in Hebrondamnitz, verst. am: 3.9.1976 in Havixbeck.

Geheiratet am: 3.12.1943 in Zedlin, Kreis Stolp. Ehefrau: Anna Rohde geb. am: 1.11.1922 in Zedlin.

Kinder: Hans-Harald, geb. am: 1944 in Zedlin, verst. am: 26.9.1995

Detlef, geb. am: 1948 in Havixbeck

Rainer, geb. am: 1949 in Havixbeck

Hermann Kosbab, geb. am: 30.9.1913 in Hebrondamnitz, verst. am: 28.12.1993.

Geheiratet am: 3.8.1940 in Groß-Dübsow, Kreis Stolp.

Ehefrau: Hanneliese, geb. Pompluhn, geb. am: 1.7.1916 in Klein- Dübsow, verst. am 14.6.1945 in Stolp.

Kind: Rolf-Dieter, geb. am: 1941 in Stolp

Wiederheirat am: 23.3. ? in Olpe. Ehefrau: Maria, geb. Mittel, geb. am: 12.7.1917 in Möllendick.

Kinder: Rainer, geb. am: 1954 in Olpe

Klaus-Michael, geb. am: 1959 in Olpe

Rita, geb. 1962 in Olpe.

Erna Ruhnow, geb. Kosbab, geb. am 20.4.1915 in Hebrondamnitz, verst. am: 26.3.2001,

geheiratet am: 25.12.1939 in Hebrondamnitz,

Ehemann: Erich Ruhnow, geb. 15.6.1913 in Kublitz, gefallen am: 18.3.1945 in Heiligenbeil/Ostpr.

Kinder: Heidlore (Heidi) geb. am: 1941 in Hebrondamnitz

Dagmar, geb. am: 1942 in Hebrondamnitz.

Margarete Sakalauskas geb. Kosbab, geb. am: 1.6.1917 in Hebrondamnitz

Ausgewandert 1952 nach Chicago. Heirat: 1953/54

Ehemann: Hans Sakalauskas geb. am: 17.12.1900 in Pasaulis, Litauen, verstorben: 1990

Frieda Sakinas, geb. Kosbab geb. am 16.1.1919 in Hebrondamnitz.
Ausgewandert 1957 nach Chicago. Heirat am: 25.4.1963.
Ehemann: Stasys Sakinas, geb. am 10.4.1918 in Libuch/Litauen, verstorben im Februar 1992 in Chicago

FAUST

Karl Wiegandt, geb. am: 17.2.1856 in Hoppendorf verst.: 1934
Ehefrau: Florentine, Caroline, geb. Schoenagel, geboren am 16.8.1858

Ludwig Faust, geb. am: 18.9.1881 in:
verst. am: 26.12.1935 in Hebrondamnitz,
Ehefrau Auguste Faust, geb. Wiegandt, geb. am: 3.12.1880 in Friedrichshof, Kreis Karthaus /Westpr.
verst. am: 31.3.1958 in Paderborn

Walter Faust, geb. am: 26.2.1908 (?) in: Spangau
verstorben: 1945 im Lazarett in Österreich
geheiratet am: (?) in: (?)
Ehefrau: Frieda, geb. Noffke, geb. am: 29.3.1909 in: (?)
verst. am: 2.7.1986 in Delbrück

Kinder: Gretel, geb. am: (?) in: (?)
Bruno, geb. am: 1932 in: (?), verstorben: 1995 in: Delbrück
Helmut, geb. am: (?) in: (?)

Hildegard Harmgardt, geb Faust, geb. am: 26.2.1910 in: Dirschau, verst. am: 26.9.1960 in:
Delbrück
Heirat am: 20.10.1933 in Hebrondamnitz (Doppelhochzeit)
Ehemann: Gerhardt Harmgardt, geb. am: 26.8.1911, in Elbing, verstorben: in Stalingrad / Rußland
gefallen.
Kinder: Lucia (Luci) geb. am: 1934 in: Elbing, verstorben am: 8.7.1993 in Böhringen/Sachsen

Ingrid, geb. am: 1936 in: Elbing

Margarete Kosbab, geb. Faust (siehe bei Willi Kosbab)

Herta Zirkel, geb. Faust, geb. am: 2.10.1914 in Bernau/Ostpr., verst. am:
1.10.1997 in: Bremen.
Heirat am: 10.10.1939 in Elbing. Ehemann: Gustav Zirkel, geb. am: 23.5.1911 in Kaltenborn, Kr.
Neinburg/Ostpr.,
verst. am: 15.3.1998 in Achim
Kinder: Heidrun, geb. am: 1941 in Hebrondamnitz
Hartmut, geb. am: 1944 in Stolp

Dieter, geb. am: 1948 in Bremen

Gertrud Zunker, geb. Faust, geb. am: 11.9.1919 in Grunauhöhe/Westpr.

Heirat am: 25.4.1943 in Brotzen/ Vorpommern,

Ehemann: Bruno Zunker, geb. am: 4.10.1911 in: Wallbruch, Kr. Deutschkrone verst. am: 1965 in Malente

Kind: Sigrid, geb. am: 1945 in Schwerin

Irmgard Henseler, geb. am 15.6.1921 in Alfeld/Westpr.

Heirat am: 30.9.1942 in Elbing.

Ehemann: Karl-Heinz Henseler, geb. am: 18.11.1918 in: Hamm, verst. am: 30.11.1999 in: Hamm

Kinder: Karla, geb. am: 1944 in Stolp

Jutta, geb. am: 1946 in Hamm

Edeltraut (Trautchen) Faust, geb. am: 8.5.1925 in: Güldenboden verst. am: September 1943 in: Hebrondmnitz

>>>> Ende der Familiendaten.

Auf dem Hochzeitsbild meiner Eltern ist Oma schon alleine. Oma kenne ich als eine liebe, ruhige Frau, die uns Kindern fast jeden Wunsch zu erfüllen versuchte. (So jedenfalls meine Erinnerungen) Große Wünsche hatten wir ja nicht. Aber, wenn ich Oma in Kummersdorf besuchte, dauerte es nicht lange und ich hatte Hunger. Omas selbstgebackenes Brot belegt mit selbst gemachter Blut- oder Leberwurst schmeckte mir einfach zu gut. Alle Onkel und Tanten in Kummersdorf waren sehr nett. In Ihren Gärten gab es viele Obstbäume und Beerensträucher. Alles war vorhanden: Stachelbeeren, Johannisbeeren und auch Himbeeren. Wir durften uns immer bedienen. Rote Süßkirschen von einem Baum auf Onkel Walters Hof, waren besonders lecker.

Die vier Höfe lagen auf beiden Seiten der Straße, jeweils zwei sich direkt gegenüber. So war es einfach, wenn sich unsere Onkel gegenseitig geholfen haben. Zum Beispiel ein Pferd zu leihen, wenn es galt schweres Gerät zu bewegen. Sei es eine Mähmaschine, ein Selbstbinder oder andere schwere Fuhren.

Die Gebäude sahen alle gleich aus. Wohn- und Stalltrakt waren massiv- der Scheunenteil aus Holz erbaut An den übereinander- klappenden Brettern konnten wir an den Innenseiten der Wände prima hoch klettern, um dann von oben ins Fach zu springen. Was wir ausgiebig getan haben. Einmal ging das ein bißchen schief. Ich glaube, Reini und Alfred sind etwas zu schnell hintereinander gesprungen und sich bei der Landung ein wenig zu nahe gekommen.

In Kummersdorf trafen sich alle Verwandten, das war prima. Es kamen die Stolper, die Berliner, die Wuppertaler und eben wir aus dem Dorf. Es war einfach schön.

Für uns Kinder waren die Strohdienen besonders einladend, konnten wir in ihnen doch schöne Verstecke bauen. Überhaupt, es war immer wieder etwas Neues zu entdecken.

Auch im Winter sind wir gerne nach Kummersdorfs gegangen. Ich erinnere mich an einen Weihnachtstag bei Oma und Onkel Walter. Mama und noch jemand hatte uns mit dem Schlitten durch den knirschenden Schnee gezogen. Natürlich gab es bei Oma Pfefferkuchen und Plätzchen. Ich mochte am liebsten Streuselkuchen aus Hefeteig. Omas Weihnachtsbaum imponierte mir besonders. Er war zwar ähnlich geschmückt, wie unserer, aber er hatte eine besondere Spitze, an dieser waren vier kleine Glöckchen befestigt. Waren die Kerzen unter der Spitze angezündet, begann sie sich zu drehen und die Glöckchen zu klingen. Toll!

Onkel Walter und einige Tanten spielten mit uns Kindern < Mensch ärgere dich nicht > und < Halma > Das - Mensch ärgere dich Nicht-Spiel - konnte ich schon. Das - Halma-Spiel- habe ich in Kummersdorf bei Oma unter dem Weihnachtsbaum gelernt. Ich erinnere mich noch ziemlich genau, wie Onkel Walter mir das Spiel erklärt hatte.

Außer frischem Brot, Wurst und Kuchen gab es bei Oma, wie bei den anderen lieben Verwandten, etwas Besonderes: Gänseflomen und Spickbrust das ist geräucherte Gänsebrust. Gänse gab es bei uns reichlich, so waren diese Delikatessen fast in jedem Bauernhaus zu haben.

Bei der Ernte des Getreides und der Kartoffeln haben sich unsere Siedler gegenseitig geholfen. Auch wir Kinder waren ab und zu ein bißchen eine Hilfe. Wenn unsere Mutter Zeit hatte, war sie bei den Erntearbeiten zu finden. Die 1,5 km. bis Kummersdorf sind wir zu Fuß gegangen. Einmal ist Mama mit dem Fahrrad gefahren und das hatte Folgen. Dieses Rad gehörte Tante Gertrud (Tuti), Mamas Schwester. Es war ein blaues Damenrad, das Tante Gerdi bei uns abgestellt hatte, weil sie es in Elbing nicht benötigte. Mit diesem schönen Fahrrad war Mama nach Kummersdorf gefahren. Aus dem Dorf hinaus hatte die Straße eine Steigung, umgekehrt natürlich ein entsprechendes Gefälle, ich schätze, etwa 200 Meter lang. Als Mama auf ihrer Heimfahrt diese Strecke (Kopfsteinpflaster) erreicht hatte, sprang nach einigen Metern die Kette des Fahrrades ab. Mama konnte nicht mehr bremsen. Ich sah sie ins Dorf kommen, sie hatte ein ganz schönes Tempo drauf. Die Gefällstrecke war noch nicht zu Ende. Geistesgegenwärtig lenkte Mama das Rad an der Abzweigung zu uns vorbei, um ein Stückchen weiter die Straße zu verlassen und mit einem weiteren Schwung auf unsere Wiese zu fahren. Hier hatte sie eine weiche Landung. Sie stürzte ins weiche Gras und nicht auf das Straßenpflaster. Ein bißchen gestoßen hatte sie sich schon, ihre Strümpfe waren kaputt, aber das Fahrrad hat alles unverletzt überstanden.

Übrigens, auf diesem Rad habe ich das Radfahren gelernt. Immer den Kopf hoch halten und geradeaus schauen, wurde mir gesagt. Ich habe es versucht und es hatte bald geklappt. Mit einem Damenfahrrad zu fahren, war für einen kleinen Jungen doch einfacher, als mit einem Herrenrad. Vor allen Dingen, wenn ich noch nicht über die Stange kam und das Bein unter der Stange durchstecken mußte, um an das rechte Pedal zu kommen. Bei dieser Art mit dem Fahrrad zu fahren, waren wohl alle Jungen Akrobaten.

Unsere Mama war eine tolle Frau und Mutter. Temperamentvoll und lustig war sie. Sie konnte zupacken, wenn es sein mußte und auch bei der Arbeit fröhlich lachen. Sie konnte mähen, melken, reiten und sehr schnell gehen. Manchmal, wenn ich neben Mama gehen mußte, kam ich mir wie ein kleiner Dackel vor. Von Mama werde ich noch einiges zu erzählen haben. Ihre Mutter, unsere Oma

(Faust), lebte mit uns (oder wir mit ihr) in derselben Wohnung. Oma war eine kleine, aber starke Frau. Auch mit Temperament und Lebensfreude gesegnet, war sie eine ganz liebe Oma. Ein rettender Engel in mancherlei Nöten. Wurde ich mal von großen Jungen -Idioten - bedrängt, das gab es, dann brauchte ich nur Oma zu rufen. Das hörte sich nicht gerade mutig an, war aber wirksam. Auch, wenn Mama der Meinung war, sie habe uns etwas zu sagen (oder auch zu tun), dann stellte sich Oma (manchmal) vor uns und sagte zu ihrer Tochter: Du Krät - Kröte - warst früher auch nicht besser.

Hier möchte ich von Mamas Familie, der Familie Faust erzählen: Das Ehepaar Ludwig und Auguste Faust, geb. Wiegandt hatte sieben Kinder.

WALTER, der Sohn, war verheiratet mit Frieda, geb. Noffke sie hatten drei Kinder, Gretel, Bruno und Helmut. Onkel Walter arbeitete in der Molkerei in Klein Gluschen. Dort lebte auch seine Familie. Onkel Walter wurde Soldat. In den letzten Tagen des Krieges ist er in Österreich in einem Lazarett verstorben. Tante Frieda, Bruno und Helmut sind erst 1958 aus Polen gekommen. Gretel ist in Pommern geblieben.

HILDEGARD -Tante Hilla-, war verheiratet mit Gerhardt Harmgardt. Sie hatten zwei Kinder: Lucia (Luzi) und Ingrid. Die Familie wohnte in Elbing. Onkel Gerhardt war Maler (Anstreicher) von Beruf. Er scheint aber Talent zur Bildermalerei gehabt zu haben. In Omas Schlafzimmer hing ein von ihm gemaltes Stilleben. Onkel Gerhardt ist in den Kämpfen um Stalingrad gefallen. Tante Hilla erlitt schon als ganz junge (32 Jahre) Frau einen Schlaganfall und war seither etwas behindert.

MARGARETE, unsere Mutter ist in Dirschau geboren. Als junges Mädchen hat sie in verschiedenen Haushalten gearbeitet. So auch in Hebrondamnitz. Hier hat sie auch unseren Vater kennengelernt und geheiratet. Mama hat mir einmal folgendes erzählt: <Als ich bei Tinscherts (Schornsteinfegermeister) im Haushalt gearbeitet habe, kam eines Tages ein gut aussehender junger Mann am Haus vorbei, als ich den gesehen habe, habe ich gedacht, der könnte dir auch gefallen.> Wir wissen, das beruhte bald auf Gegenseitigkeit.

HERTA, verheiratet mit Gustav Zirkel lebte in Elbing. Drei Kinder hat sie geboren: Heidrun (Heidi), Hartmut und Dieter. Onkel Gustav war Soldat. Tante Herta kam Endes des Krieges mit ihren Kindern, - es da waren es erst zwei - zu uns nach Hebrondamnitz.

GERTRUD, von uns Kindern Tante Tuti genannt, lebte ebenfalls in Elbing. Sie war verheiratet mit Bruno Zunker. Onkel Bruno war Soldat.

IRMGARD, wir nannten sie Tante Impe, weilte eine temperamentvolle, lustige Frau. Von ihrer Heirat mit Karl-Heinz Henseler habe ich schon erzählt. Als der Krieg zu Ende ging, kam Tante Irmgard mit ihrer kleinen Tochter Karla zu uns.

EDELTRAUT, Trautchen gerufen, war die jüngste Tochter unsere Oma. Tante mochte sie nicht von mir genannt werden. Ich erinnere mich nur an wenige, aber sehr fröhliche Begegnungen. Trautchen ist 1943 gestorben.

Unsere Eltern und Tante Hilla mit Onkel Gerhardt haben am 20.10.1933 in Hebrondamnitz eine Doppelhochzeit gefeiert. Die Originalaufnahme des Gruppenfotos besitze ich noch. Auch von anderen Begebenheiten und betroffenen Personen habe ich noch wenige Fotos.

Unseren Großvater Ludwig Faust kenne ich ebenfalls nicht. Er ist 1935 verstorben. Aber Oma und Mama haben mir von ihm erzählt. Besonders Oma wußte einiges zu berichten. Ich werde versuchen, davon zu erzählen. Opa muß ein ziemlicher Haudegen gewesen sein. In der Kommode lag Opas ansehnliche Ordensspange. Welche Orden das waren, weiß ich natürlich nicht. Jedenfalls hat er sie als Soldat bekommen. Sie sahen schon beeindruckend aus.

Oma erzählte mir, daß Opa bei der Marine gewesen sei und als Marineinfanterist bei der Bekämpfung des Boxeraufstandes in China beteiligt gewesen ist. In unserem Zimmer hing ein großes Bild, auf dem eine Gruppe von Soldaten abgebildet war, Opa war auch in der Gruppe. Eine Umschrift bezeichnete dieses Bild als eine Erinnerung an den Einsatz dieser Soldaten in Kiautschou, China. Es gab in Omas Stube ein großes, dickes Buch reich verziert mit chinesischen Motiven. Dieses Buch war mit vielen Bildern ausgestattet. Ich habe sehr gerne darin geblättert. Zwischen den Seiten lagen einige Blätter mit Opas Tagebuchaufzeichnungen. Opa hatte eine tolle Handschrift. Leider konnte ich dieses Buch bei der Vertreibung nicht mitnehmen. Es blieb auf seinem Platz im Wohnzimmer.

Oma hat mir auch eine andere Geschichte von unserem Großvater erzählt: Ein Schiff auf dem Opa gefahren war, sei untergegangen und Opa als einziger Überlebender nach Stunden gerettet worden.

Von unserem Urgroßvater (ihrem Schwiegervater) wußte Oma folgendes zu berichten: Urgroßvater Faust sei in Westpreußen - Dirschau oder Graudenz -Aufseher in einem Zuchthaus gewesen. Als er an einem Sonntag einen Kollegen vertreten hatte, weil dieser ein Kind taufen lassen wollte, ist er von Zuchthäuslern, die einen Ausbruch versuchten, erschlagen worden.

Opa Faust war im Zivilleben Eisenbahner. Seinen Dienst hat er hauptsächlich in West- und Ostpreußen getan. Eisenbahner wurden sehr oft versetzt. Mama erzählte, daß sie immer in sehr kleinen Dienstwohnungen leben mußten. Oft waren es die kleinen Wärterhäuschen an den Bahnstrecken. Diese standen nicht selten weit außerhalb einer Ortschaft. Entsprechend lang waren die Wege zur Schule und zum Konfirmandenunterricht. Mama meinte, daß sie bei dem häufigen Schulwechsel überhaupt etwas gelernt habe, sei schon fast ein Wunder. Opas letzter Dienstgrad bei der Eisenbahn war Oberrottenführer. So stand es auf seinem Grabstein.

Mama hat mir erzählt, daß ihr Vater ein leidenschaftlicher Angler und Fischer gewesen sei. Auf vielen seiner Angelausflüge habe sie ihn begleiten müssen. Vor allen Dingen, wenn er ins Moor gegangen ist. Dann habe sie eine dicke, ziemlich lange Bambusstange mit beiden Armen hinter ihrem Rücken tragen müssen. So ausgerüstet ist sie dann vor ihrem Vater durch das Moor gegangen, damit er sehen konnte, wenn sie in Gefahr geraten sollte. Die Bambusstange, so auf dem Rücken getragen, hätte ein Versinken verhindert. Mama sagte, es sei nie etwas passiert und ihr habe das gemeinsame Angeln Freude bereitet. Übrigens habe der schwerste Hecht 12 Pfund gewogen.

Die letzte Station der Familie Faust war Hebrondamnitz. (unser Zuhause). Wo Ludwig Faust geboren worden ist, weiß ich nicht. Aber Omas Geburtsort ist mir bekannt: In ihrem Vertriebenenausweis steht: Auguste Faust, geb. Wiegandt, geboren am 3.12.1880 in Friedrichshof, Kreis Karthaus/Westpr. Der Kreis Karthaus liegt in der sogenannten Kaschubei. Ein wunderschönes Stückchen Land im Grenzbereich Pommern - Westpreussen. Ich kann es nicht näher beschreiben. Den Menschen, die da wohnten, sagte man eine eigenständige Kultur und Lebensweise nach, und zwar in sehr positivem

Sinne. Wer weiß, vielleicht war Oma Faust eine Kaschubin. Es wäre interessant, die Geschichten unserer Ahnen zu kennen. Doch diese zu erforschen, erscheint mir unter den gegebenen Umständen unmöglich.

Dieses war ein kleiner Ausflug in die Familiengeschichte. Vielleicht werden dadurch einige meiner Erzählungen deutlicher und Zusammenhänge sichtbarer, wenn ich jetzt wieder versuche, Erinnerungen aufzuschreiben. Ich denke vor allem an die letzten Wochen des Jahres 1944 und an die Ereignisse, die ich als zunächst 10-jähriger Junge, erlebt und durchlebt habe.

Ein wichtiges Ereignis war mein 10. Geburtstag. 10 Jahre alt: Jetzt mußte ich zur <Deutschen Jugend> Mußte? Ich wollte gerne Pimpf werden. Die Anmeldung war in der Schule, aber wann? Es war wohl an einem Sonntag, denn ich war mit Mama und einigen anderen Frauen auf dem Friedhof, als mir einfiel, daß heute der Termin der Anmeldung zur <Deutschen Jugend> angesetzt war. Ich bin gelaufen. So schnell ich konnte bin ich zur Schule gerannt. Natürlich kam ich zu spät. Aber eine vorschriftsmäßige Meldung habe ich hingekriegt. Wo ich das wohl gelernt hatte? So fing das Kapitel an. Es kamen die Dienststunden, die Geländespiele, die Bastelabende und anderes mehr. Das hat mir auch Spaß gemacht. Stolz war ich auch. Ich bekam eine Sommer- und eine Winteruniform. So richtig mit Schulterriemen und Koppel. Beides hat ein Sattler für mich passend machen müssen. Ich erinnere mich noch an den Tag, an dem Mama und ich nach Pottangow zum Fotografen gefahren sind, um für mich Passbilder in Uniform machen zu lassen. Bei der Gelegenheit hat Mama sich auch fotografieren lassen. Dieses Bild von ihr besitze ich heute noch. Es war einmal als Weihnachtsgeschenk für Papa gedacht.

Für die dienstlichen Unterhaltungsstunden haben sich unsere Führer immer etwas einfallen lassen. In der Nähe unseres Dorfes lag die sogenannte Schäferei. Hier gab es einen recht großen Teich. In diesem konnte man schön baden und schwimmen, wenn man es konnte, ich konnte es nicht. Am Teich gab es einen Schuppen, in diesem war ein Kahn. Der Kahn gehörte Zietzkes, die den Teich gepachtet hatten. Der Kahn war angeschlossen, doch irgendwie war er immer zu benutzen. Einen Abend habe ich in keiner guten Erinnerung. Wir hatten Dienst auf dem Sportplatz, als unser Jungzugführer auf die Idee kam, im Schäfereiteich zu baden. Der Weg dort hin war nicht weit, also los immer an den Bahnschienen entlang. Am Teich angekommen wurde der Kahn flott gemacht und mit einigen anderen mußte ich in den Kahn steigen und ablegen. Wir wurden von den Großen geschoben und von zwei anderen auf den Teich gerudert. Die stiegen nach einer Weile aus und nahmen die Ruder mit. Wir waren alleine, ohne Ruder! So sollten wir zurück ans Ufer kommen. Die Schwimmer im Kahn stiegen aus, wir anderen blieben zurück. Kein Problem? Doch, denn der Kahn war leck und das Wasser stieg sehr schnell. Mit unseren Händen haben wir gepaddelt. Wir kamen bis in die Nähe des Ufers. Dann ging nichts mehr. Ich konnte nicht schwimmen, wußte auch nicht, wie tief das Wasser an dieser Stelle war. Ich hatte Angst! Trotzdem bin ich ausgestiegen. Das Wasser war nicht zu tief und ich konnte ans Ufer gelangen. Die Kameraden standen für den Notfall bereit. Mutprobe nannten sie die ganze Übung.

Die Zeit bei den Pimpfen bestand nicht nur aus Geländespielen und Basteln, es wurde bald ernst. Gegen Ende des Krieges 1944/45 wurden wir kleinen Jungs zur Betreuung der Menschen eingesetzt,

die mit den Zügen aus den Städten West- und Ostpreussens kamen. Evakuierungs- und Flüchtlingstransporte! Auf unserem Bahnhof standen nicht selten zwei lange Züge hintereinander, vollbesetzt mit Menschen und ihrem Gepäck. Die Züge waren alle überfüllt und wenig oder gar nicht beheizt. Unsere Aufgabe war es, zu versuchen, Verpflegung an die Menschen zu verteilen, die die Züge nicht verlassen wollten, konnten oder durften. Die Verpflegung wurde von den umliegenden Gütern und Höfen geliefert. Menschliches Elend war uns jungen Pimpfen bald nicht mehr fremd. Die Begegnung mit verzweifelten und kranken Menschen hat uns sicher überfordert, erst recht, die mit verstorbenen Kindern. Zuerst kamen sie in normalen Personenzügen, dann in Güterzügen, später bestanden die Züge nur noch aus offenen Güterwagen und Loren. Auf diesen gab es viele Tote.

Zu all dem Elend und den persönlichen Nöten der Menschen, die so unterwegs waren, kamen noch die Durchsuchungen der Züge durch die Militärpolizei (Kettenhunde) und Sicherheitsdienst. Diese Männer (auch Frauen?) suchten nach Deserteuren und sie nahmen ihre Aufgabe sehr ernst. So gab es auf dem Bahnhof und in den Zügen oft aufregende Szenen.

In diesen Wochen und Tagen war einiges anders geworden in unserem Dorf. Die Menschen wurden unruhiger. Familien zogen weg, andere kamen zu uns. So auch Tante Herta und Tante Irmgard mit ihren Kindern aus Elbing Tante Herta brachte ihr Radio mit. Ein Blaupunkt. Von diesem Radio wird noch die Rede sein. Wir spürten, daß etwas in der Luft lag.

Noch waren die Flüchtlinge aus dem Osten Menschen, die weit weg von uns gewohnt hatten. Daß uns einmal das gleiche Los treffen könnte, war mir jedenfalls noch nicht bewußt. Aber auch wir spürten, die Menschen suchten nach Antworten auf viele Fragen. Sie suchten die Nähe von Verwandten, Freunden oder Nachbarn. Auch Mama ist mit uns nach Klein Gluschen gefahren, um Tante Frieda und ihre Kinder zu besuchen.

Im Laufe der Wochen kamen immer mehr Flüchtlinge aus West- und Ostpreußen mit Zügen der Eisenbahn, die auf unserem Bahnhof hielten. Ich habe schon davon erzählt. An den Wänden der Tender (Kohlenwagen) stand geschrieben: <Räder müssen rollen für den Sieg>.

Auch die Trecks, aus dem Osten wurden immer länger, die im Dorf rasten wollten oder mußten. Hier galt es, Plätze für die Menschen und ihren Tieren zu organisieren. Wir Jungen bekamen den Auftrag, an den Kreuzungen die Wagen zu empfangen und sie zu den Höfen zu führen, auf denen sie ein Quartier bekommen sollten. Nicht immer ist uns das gelungen, weil man uns nicht ernst genommen hat. So kam es denn auch schon mal zu Überbelegungen und unnötigen Unruhen.

Ich bewunderte die Menschen, in ihren Pelzen und großen Fellmützen. Namen wie: Memel, Tilsit, Masuren, Königsberg, Allenstein, Nikolaiken, Gumbinnen, Goldap und andere, wurden mir geläufig. An einigen Wagen waren Schilder mit den Namen des Heimatortes angebracht. Sie kamen alle von weit her. Mit schweren Wagen, von zwei oder mehr Pferden gezogen, waren sie schon viele Tage unterwegs. Einige hatten auch noch ein Ersatzpferd mit geführt. In der Regel waren die Wagen mit Teppichen überdacht und so beladen, daß die Menschen vor großer Kälte und Nässe einigermaßen geschützt waren.

Da die Flüchtlinge nicht genügend Futter für ihre Pferde mitnehmen konnten, waren sie bald auf die Hilfe anderer Bauern angewiesen. So wurde nach einiger Zeit das Pferdefutter knapp. Hafer wurde rationiert. Heu gab es genug. Einige Bauern haben ihre Speicher bald abgeschlossen

Manches Geschehen deutete darauf hin, daß nicht mehr alles so war, wie es sein sollte. Auf dem Bahnhof standen Fahrzeuge, die nicht mehr fahrbereit waren. Pkw und Lastwagen ebenso, wie kleine Kettenfahrzeuge. Ganz junge Soldaten - HJ - hantierten mit Panzerfäusten, die sicher nicht scharf waren. Es schien, als wüßten sie nicht, was sie mit dem am Bahnhof verbliebenen Schrott anfangen sollten.

Auf einem Abstellgleis standen drei oder vier fahrbereite Lokomotiven. Ab und zu rangierten die Lokführer, sie trugen Soldatenuniformen, ein paar Waggons. Die Soldaten ließen uns auf den Loks mitfahren. Ich durfte einmal den Fahrhebel halten. Diese Stunden auf dem Bahnhof waren für mich und andere Jungs ein tolles Erlebnis. Irgendwie waren wir doch beinahe schon richtige Lokomotivführer gewesen.

Der Alltag wurde aber immer mehr durch die Menschen auf der Flucht geprägt. Nachts wurde es in unseren Ställen und Wohnungen immer enger. Auch in unserer kleinen Wohnung hatten wir ständig Gäste. Einmal übernachtete bei uns auch eine hochschwängere Frau. Unsere Mama hat die se Frau mit ihren Kindern in unser Schlafzimmer geschickt. Wir durften in der Küche auf dem Fußboden schlafen. Ich habe das wie ein kleines Abenteuer empfunden. Allmählich ist uns auch klar geworden, welches Schicksal die Menschen zu ertragen hatten, die seit Wochen mit Pferd und Wagen unterwegs waren. Die Not dieser Menschen bedrückte auch uns Kinder.

Bei uns war noch nichts Dramatisches geschehen und doch spürten wir die Veränderungen im Dorf. Einige Flüchtlinge zogen nicht mehr weiter, sie blieben bei uns. Unsere Bauern begannen ihre Leiterwagen zu Planwagen umzubauen. Auch sie benutzten ihre Teppiche als Bedeckung. So ausgerüstet und auch schon teilweise beladen, standen die Wagen in den Scheunen zur Fahrt bereit. Lietzkes hatten ihren Wagen so gestaltet, daß er gegebenenfalls auch als Schlitten benutzt werden konnte. Ein Evakuierungsplan war erstellt. Alle Familien, die keinen Wagen hatten, waren den Bauern zugeteilt worden. Wir einem Bauern aus der Siedlung, ich glaube, er hieß Birr. Mittlerweile war es März geworden. Ein Chaos schien zu drohen. Die Straßen waren vollgestopft mit Trecks und Militärfahrzeugen. An vielen Stellen der Straßen war es noch sehr glatt. Es war der Eindruck entstanden, keiner weiß mehr wohin er sollte. Erst kamen die Trecks auf der Flucht vor den russischen Truppen aus dem Osten, jetzt drehten sie um, um Richtung Osten zu fahren. Das Durcheinander wurde noch durch die Wagen verstärkt, die jetzt aus unseren Nachbarkreisen Rummelsburg und Bütow zu uns kamen. Die Menschen flohen aus den südlich von uns liegenden Ortschaften, in den Norden des Landes.

Am 7. März ist unsere Mutter nach Stolp gefahren, um Tante Emma mit ihren Kindern aus der Stadt zu holen. Mama hat von den Umständen dieser Fahrt erzählt. Mit Kinderwagen und Kindern, zwischen deutschen Truppen mit Panzern und anderen Fahrzeugen, sind sie zu Fuß von Stolp nach Hebrondamnitz losgegangen. Unterwegs wurden sie hin -und -wieder ein Stückchen von einem Fahrzeug mit genommen. Die Straße war verstopft. In dem Durcheinander sollen auch noch

Gefangene unter deutscher Bewachung unterwegs gewesen sein. Mama und Tante Emma mit ihren Kindern haben es geschafft. Tante Emma und Kinder sind bei Oma in Kummersdorf untergekommen. Unser Leben hatte sich verändert. Schulunterricht hatten wir schon lange nicht mehr. Die Schulräume waren mit Menschen belegt, die ihre Flucht bei uns beendet hatten. Parolen machten die Runde, doch immer noch leise. Von Wunderwaffen hörte ich die Erwachsenen reden, die der Führer noch einsetzen werde. Viele wollten noch nicht glauben, daß alles ganz anders werden sollte.

Und dann wurde es gesagt: **Die Russen kommen- und sie kamen!**

8.März 1945: Ein ganz besonderer Tag. Dieses Datum habe ich bis heute nicht vergessen.

Vormittags gegen 10.00 Uhr waren noch deutsche Truppen im Dorf. Auf unserem Hof waren es SS-Soldaten, junge Männer. Ich hörte ein Gespräch zwischen einem SS-Mann und meiner Oma. Das verlief etwa so: Der Soldat sagte: Wir hauen gleich ab, nach uns kommt nichts, nur der Russe. Dann fragte er nach Zivilkleidung. Papas grauer Anzug wechselte den Besitzer. Hinzu kamen noch einige andere Kleidungsstücke. Oma bekam einen Wäschekorb mit Lebensmittel als Bezahlung. Das alles geschah ziemlich offen. Der SS-Mann sagte dann: Hauen Sie ab, wenn Sie können. Aber in Richtung Osten, im Westen und im Süden steht der Russe. Wir, so sagte er weiter, versuchen nach Gotenhafen durchzukommen. Ob sie es geschafft haben?

8. März -nachmittags- so zwischen **13.00 und 14.00 Uhr** stand auf dem Bahnhof ein Panzerzug und feuerte mit seinen Geschützen über den Wald in Richtung der Straße Stolp - Lauenburg. Nach jedem Abschuß konnten wir die Einschläge hören. Ich stand auf der Treppe vor der Haustür und hatte den Ernst der Situation wohl noch nicht ganz begriffen. Die SS -Truppen waren abgezogen. Wie lange der Zug auf dem Bahnhof war, kann ich nicht mehr sagen. Aber zu der Zeit dachten einige Männer an Flucht. Bis zu diesem Zeitpunkt durfte noch keiner die Flucht beginnen. Eine Genehmigung wurde nicht erteilt, ein Befehl das Dorf zu verlassen nie gegeben. Herr Lietzke, ein Parteigenosse, entschloß sich zur Abfahrt. Letzte Dinge wurden vorbereitet. Das Vieh noch einmal gefüttert und getränkt, alle Türen geöffnet, die letzten Kleinigkeiten verladen. Unsere Familie brauchte nicht zu einem anderen Bauern zu gehen, Herr Lietzke nahm uns mit.

Gegen 15.00 Uhr begann die Fahrt ins Ungewisse! So, wie die vielen Menschen, die uns als Flüchtlinge mit Pferd und Wagen begegnet sind, waren auch wir jetzt unterwegs. Wir, das waren: Herr und Frau Lietzke, das Ehepaar Knoop, Tante Herta mit ihren beiden Kindern, Tante Irmgard mit der ganz kleinen Tochter Karla, unsere Oma und Mama mit uns vier Kindern, Emil, der Franzose, war auch mit uns gekommen, er führte die Pferde. Otto Zilske wollte später nachkommen, ich habe ihn nie mehr gesehen.

Unsere Sachen waren auf Schlitten verpackt, die hinten an den Wagen gehängt wurden. Wir gingen zu Fuß, es ging ganz langsam voran, wir mußten uns mit unserem Wagen in die Reihe eines Trecks einordnen, der sieben Kilometer lang gewesen sein soll. Wir fuhren in Richtung Dammen, also gen Osten. Die Straße war glatt und eng, denn die linke Seite mußte immer wieder für das deutsche Militär frei gehalten werden. Immer wieder hörten wir die Befehle: Rechts ran: Es war noch hell, als wir die Mühle erreichten, die etwa 1,5 bis zwei Kilometer vom Dorf entfernt lag und vom Müller Nitz und seiner Frau betrieben wurde. Das Ehepaar hatte eine erwachsene Tochter: Ruth. Mit dieser jungen Frau soll Herr Lietzke ein Verhältnis gehabt haben. So hatte ich einmal gehört.

Hier bei der Mühle scherten wir mit dem Wagen aus dem Treck aus, um die erste Nacht als Flüchtlinge zu verbringen. Wir fanden Unterkunft in den Wirtschaftsgebäuden, in dem auch die Backstube mit Ofen untergebracht war. Im selben Gebäude waren auch die Stallungen. Frau Lietzke ist nicht mit uns gekommen. Sie blieb auf dem Wagen, der von der Straße weg seitlich in den Buchenwald gefahren worden war. Emil blieb bei Pferd und Wagen und Frau Lietzke war nicht alleine. Wir waren nicht die einzigen Flüchtlinge auf dem Gelände und in den Räumen. Einige andere Wagen sind hier angehalten, um hier die Nacht zu verbringen. In unseren Räumen war es behaglich warm. Eine Menge Zeitschriften waren interessant zu betrachten. Mama ist noch einmal in unsere Wohnung gegangen, um noch einige Dinge zu holen. Auf dem Hof hat sie Otto Zilske getroffen, der sich noch einmal um die Tiere gekümmert hat. Gegen 18.00 Uhr, so erzählte Mama als sie wieder bei uns war, habe sie aus der Ferne die ersten russischen Soldaten gesehen. Sie sei daraufhin ganz schnell durch die Buchen zur Mühle gegangen. (Buchen = Weg durch den Buchenwald)

Auf dem Mühlenhof und in den Ställen war reger Betrieb und ein tolles Stimmengewirr. Kein Wunder, denn mit den Flüchtlingen waren Menschen vieler Nationen. Russen, Polen Ukrainer, Franzosen, unterwegs. Und von der Straße hörten wir dauernd Geräusche von sehr starken Motoren. Herr Knoop meinte: Das sind unsere Truppen! Herr Knoop irrte sich sehr!

Es kann gegen 21.00 Uhr gewesen sein, als Herr Lietzke zu uns kam und sagte: Wenn es an der Tür klopft, öffnet nicht, Partisanen sind schon da. Er wollte wohl nicht sagen: Die Russen sind da! Daß Partisanen eigentlich nur in ihrem Heimatland kämpfen, hatte man uns schon gesagt.

Wir haben Alfred Lietzke nie wiedergesehen. Er war bewaffnet, entweder er hat sich selbst getötet oder er ist erschossen worden. Später wurde erzählt, er sei in Dammen hinter der Schule in einem Massengrab begraben.

Ähnliches wurde auch von Otto Zilske berichtet.

Kurz nachdem Herr Lietzke gegangen war, klopfte jemand an die Tür, die vom Stall in unseren Raum führte. Wir waren alle ganz still, doch als das Rappeln an der Tür lauter wurde, öffnete Tante Irmgard, mit Karla auf dem Arm, die Tür. Ich sah meinen ersten russischen Soldaten. An der Hand hatte er ein Mädchen!

Im nächsten Augenblick waren wir alle auf den Beinen und sind rüber in das Wohnhaus gelaufen. An das Wohnhaus grenzte der Mühlenbetrieb. Schon auf dem Hof herrschte ein reges Durcheinander, im Haus war es unbeschreiblich. Alle Räume waren voller Menschen, die in vielen Sprachen redeten. Sie fluchten und schimpften, einige ehemaligen Zwangsarbeiter bedeuteten uns, daß wir alle nach Sibirien gebracht würden. Die Soldaten waren siegestrunken. Bald merkten wir, daß fast alle nicht nur siegestrunken waren, sondern...

Es schien ein Chaos für uns zu werden! Wir sind durch das Wohnzimmer bis ins Schlafzimmer gegangen. Hier stand das Ehepaar Nitz fast unbekleidet neben den Betten. Wir drängten uns auch noch in den Raum, der schon voller Menschen zu sein schien. Ich hatte Angst! Als ich in den Spiegel schaute, bekam ich einen großen Schreck. Ich hatte meine Winteruniform der <Deutschen Jugend> an. Die war unschwer als solche zu erkennen. Plötzlich wurde mir klar, was das bedeuten könnte. Ich zog die Jacke aus, nahm mein Halstuch ab und schob alles unter die Betten. Mein Braunhemd wurde durch einen rot-blau gemusterten Pullover verdeckt. In den Taschen hatte ich meine ganzen -

Gesammelten Werke- Hitlerbilder, Bilder von den deutschen Kriegshelden usw. Auch diese landeten unter den Betten.

Als die ersten Frauen und Mädchen weinend ins Haus kamen, wußte ich noch nicht, was eine Vergewaltigung bedeutete. Das hat sich sehr schnell geändert. Wehrlos waren die Frauen und Mädchen den Soldaten ausgeliefert. Doch haben wir in derselben Nacht auch gute und vernünftige Männer unter ihnen getroffen. Nach einiger Zeit wurde es in den Räumen ruhiger, fast still. In diese Ruhe fiel ein Schuß. Ruth Nitz hatte sich in der Mühle erschossen. Im Garten der Familie wurde sie begraben.

Auch auf dem Hof war es ruhiger geworden. Als es hell geworden war, trauten wir uns aus dem Haus. Es sah schlimm aus. Die Wagen waren geplündert. Viele Sachen lagen im Schmutz. Einige Wagen waren von der Straße in die Gräben geschoben worden, andere lagen auf der Seite. Schaubilder des Krieges. Vor ein paar Stunden waren wir noch in einer anderen Welt gewesen. Wir waren uns selbst überlassen. Die Soldaten kümmerten sich nicht um uns. Es kam auch niemand, der uns nach Sibirien bringen wollte.

Wir versammelten uns an der Straße, alle wollten zurück ins Dorf gehen. Bevor wir uns auf den Weg machten, haben wir nach Frau Lietzke gesucht, denn auf dem Hof und in der Mühle haben wir sie nicht gesehen. Dann kam der Franzose Emil mit Frau Lietzke aus dem Wald. Die Russen hatten sie noch nicht entdeckt. Der Wagen mit den Pferden befand sich noch mit allen Sachen im Wald. Als unsere Frauen gingen, um einige Sachen zu holen, wurden sie von den russischen Soldaten beobachtet. Sie folgten den Frauen und fanden die Pferde und den Wagen. Ich sehe noch, wie ein Soldat mit den Pferden weggeritten ist. Von unseren Sachen haben wir nichts mitnehmen können. Frau Lietzke war jetzt bei uns, Emil mußte sich verabschieden. Die Russen haben alle Ausländer eingesammelt.

Auch Emil haben wir nie wiedergesehen.

Ohne Gepäck machten wir uns auf den Weg ins Dorf. Mit uns kamen noch Frau Anna Kirk und ihre Kinder Werner und Ingrid. Niemand hinderte uns zu gehen. Im Dorf angekommen, wollten wir eine Abkürzung über den Gutshof nehmen, aber hinter dem Schloß war die Straße zu uns gesperrt. Allerlei Gerät war dort abgestellt. Und es wimmelte von Soldaten. Wir kehrten alle um, um den anderen Weg durchs Dorf zu gehen. Mama und mir folgte ein ganz junger Soldat. Er rief immer: <Stoi und Uhri, Uhri.> Mama wollte immer weiter gehen. Doch ich sah, wie der Soldat sein Gewehr von der Schulter nahm, ich hatte Angst, er könne schießen. Ich bat Mama stehen zu bleiben. Der Soldat wühlte in der großen braunen Handtasche, die Mama bei sich hatte. Mit der einen Hand wühlte er, in der anderen hatte er Sachen, die er aus der Tasche genommen hatte. Darunter auch eine Uhr ohne Armband. In der Tasche hatte er nicht gefunden, was er suchte. So warf er alles, was er in der Hand hatte, wieder in die Tasche zurück. Auch die Uhr ohne Armband.

Die Worte Uhri, Uhri, Frau komm, stoi und dawai, waren uns bald geläufig. Ebenso einige üble russische Flüche, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Der Weg durchs Dorf war fast unheimlich. Kein Mensch auf der Straße, alles still, nur das Gebrüll der Kühe war zu hören. Sie waren nicht gemolken. Auf den Straßen lagen alle möglichen Dinge. Treckwagen standen durchwühlt im Graben. Ein totes Pferd lag in der Nähe. Die deutschen Verkehrsschilder waren entfernt worden, russische angebracht. Alles in einer Nacht. Gespenstisch. Wir waren ängstlich und suchten nach Menschen,

deutschen Menschen. Alles war so unwirklich. Wir sind alle zusammen zu unserer Wohnung gegangen und standen vor dem, was wir vor ein paar Stunden verlassen hatten. Niemand war zu sehen. Nach einer Weile sahen wir eine Frau kommen, es war Schneiders Frieda, so wurde sie genannt, sie wohnte mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Ernst, im Haus gegenüber. <Frieda, wo seid ihr alle?> rief unsere Mutter. <Bei Müschkes, sagte> sie. Herr Müschke war der Bürgermeister gewesen. Wir sind alle in Müschkes Haus gegangen, das ein Stückchen von der Straße entfernt hinter einem Garten stand. Hier waren wir nicht alleine, aber es war falsch in dieses Haus gegangen zu sein, denn die russischen Soldaten hatten schon bemerkt, wer hier wohnte. Sie hausten entsprechend. Herr Müschke wurde fürchterlich geschlagen und übel zugerichtet.

Als die Soldaten Herrn Müschke schlugen, ist sein Dackel auf sie losgegangen. Einer der Soldaten hat den Hund sofort erschossen. Wir waren in der Hölle gelandet.

Tante Herta reagierte als erste. Sie lief aus dem Haus über einen anderen Weg zu unserer Wohnung. Dort fragte sie einen Soldaten, ob wir in unsere Wohnung gehen dürfen. Diese war von Offizieren belegt, aber in Knoops Wohnung konnten wir gehen. Tante Herta gab uns ein Zeichen, wir verstanden und sind sofort alle aus dem Haus des Bürgermeisters in Knoops Wohnung gezogen. Lietzkes Haus war voller Flüchtlinge aus Marienburg. Da das Grundstück recht groß war, schien hier so etwas wie eine Zentrale eingerichtet zu sein.

Knoops Wohnung war nicht groß. Zwei Zimmer und die Küche. Aber es reichte für viele Menschen. Als wir in die Wohnungen gegangen waren, geschah etwas Merkwürdiges. In dem ganzen Chaos, noch voller Angst und Schrecken, begannen die Frauen aufzuräumen, den Tisch zu decken und Kaffee zu kochen. So, als wäre alles ganz in Ordnung. Diese Ruhe währte nicht lange. Es kamen noch mehr Leute aus dem Dorf zu uns, so wurde es zwar immer enger in den Zimmern, aber wir fühlten uns wohler. Unter uns waren junge Mädchen, die wir nicht kannten, sie suchten Schutz in der Menge. Wir haben sie in den Betten versteckt und uns dann darauf gesetzt. Ebenso versteckten wir einen Mann in Eisenbahneruniform, wo der später geblieben ist, weiß ich nicht.

Genützt hat es nicht immer. Immer wieder kamen Soldaten zu uns. Am Tage waren sie einigermaßen ruhig. Aber abends und des Nachts wurde das anders. Vor allem, wenn der Wodka geflossen war. Dann kamen die Soldaten und suchten Gesellschaft. So kamen am Abend, es war schon dunkel, zwei Soldaten zu uns, die nach Frauen suchten. Im Zimmer waren wir etwa zwanzig Personen, die auf den Betten und auf dem Fußboden lagerten. Oma hatte ein Bunkerlicht angezündet und auf einen Schrank gestellt. Ein Soldat pustete die Kerze aus, Oma zündete sie wieder an. Nach dem zweiten Mal wurden die Soldaten sehr ärgerlich. Es blieb dunkel im Raum und die Männer holten sich, was sie wollten. Beide bei Frau N.N., ich lag daneben. Innerhalb kurzer Zeit war ich aufgeklärt. Über das Thema: Vergewaltigung schweige ich hier besser.

In den ersten Tagen und Nächten ist so vieles geschehen, daß es für mich heute schwierig ist, die Geschehnisse zeitlich richtig einzuordnen. Mir ist es wichtig zu erzählen, was ich in dieser Zeit und wie ich sie erlebt habe. Die ersten Tage nach dem Einmarsch der russischen Truppen waren einerseits sehr turbulent, andererseits lähmend. Es wurde gesagt, Stalin habe seinen Truppen als Dank für ihren heldenhaften Einsatz im Kampf erlaubt, in den ersten drei Tagen nach ihrem Einmarsch das zu tun, was sie wollten. Also: Vergewaltigung, Plünderung und was ihnen sonst noch Freude bereite. Ob

Stalin wirklich diese Erlaubnis gegeben hat, vermag ich nicht zu sagen. Allerdings wurde es in den späteren Tagen wirklich ruhiger.

Im Dorf standen einige Wagen eines Trecks. Die Wagen waren durchwühlt und geplündert. Viele Sachen lagen im Schmutz. Menschen, die gar nichts Eigenes mehr hatten, haben einige Sachen aufgesammelt.

Auf unserem Hof lagen auch viele Dinge herum, auch Lebensmittel, wo die herkamen, weiß ich nicht. Oma sorgte dafür, daß wir die Lebensmittel aufsammelten. Die Sachen wurden gereinigt und aufbewahrt. Schinken, Würste, Brot und Fleisch waren darunter. Unsere Oma war eine kluge Frau!

Am zweiten Nachmittag war es wohl, als ein Soldat zu uns ins Zimmer kam, einen großen Sack mit Knäckebrot brachte und sagte: <Für Kinder.> Das Brot war nur aufgeweicht zu essen, so hart war es. Später kam ein anderer, nahm den Sack wieder mit und sagte: <Deutsche Schweine. >Den Sack hat er auf den Hof geworfen, ich habe ihn wieder ins Haus geholt. Ein anderer Soldat brachte einen ganzen Arm voll großer Leberwürste. Jemand hat gemeint, diese seien aus deutschen Heeresbeständen gewesen. So ging es hin und her.

Ich erinnere mich an einen jungen Offizier, der sich nachmittags mit Herrn Knoop und mir unterhielt. Er blätterte in deutschen Zeitschriften, zeigte auf manche Bilder und sagte immer wieder: <Hitler kaputt, Krieg kaputt, alles vorbei, alles ist gut.> Ich kann mir schon vorstellen, daß diese Männer auch froh waren, aus dem Schlamassel heraus zu sein. Von woher waren sie alle gekommen? Aus den Weiten Rußlands und Asiens, aus den großen Städten und den Dörfern des riesigen Landes. Unter den Soldaten waren viele Asiaten Wir nannten sie alle nur Mongolen. Die Hitlerpropaganda hatte auch unter uns Kindern einiges bewirkt. Schon, oder gerade wir Kinder, sahen zunächst in den asiatischen Menschen den Untermenschen. Später kamen wir durch eigene Erfahrungen zu anderen Erkenntnissen.

Bei einigen Einheiten, die in den folgenden Tagen durch das Dorf zogen, konnte man glauben, es seien amerikanische Truppen. Panzer und andere Fahrzeuge trugen den -weißen Stern der Amerikaner- als Hoheitsabzeichen. Eines Tages zogen stundenlang Soldaten mit Sack und Pack in Richtung Stolp durchs Dorf. Sie trugen nur leichte Waffen. Wenige fuhren auf Panjewagen, die mit den typisch russischen Pferden bespannt waren. Es waren sicher einige hundert Soldaten, die außerhalb des Dorfes, z. B. auf dem Sportplatz, des Nachts lagerten.

An einem Vormittag kam ein Soldat zu uns ins Haus. Er nahm einen Beutel, der gehörte zur Ausrüstung, von seinem Rücken und holte aus diesem eine Hirschkeule. Wir wohnten noch in Knoops Wohnung, unsere Oma stand gerade am Herd. Der Soldat sprach sie an und sagte, sie solle das Fleisch braten und aus rohen Kartoffeln Bratkartoffel bereiten. Fleisch und Kartoffeln sollten dann zusammen in einem Topf gegeben werden. Wie Oma das gemacht hat, weiß ich nicht, aber es roch prima. Als das Essen fertig war, mußten Oma und ich davon essen. Es schmeckte sehr gut. Außer uns haben auch noch andere von dem Gericht gegessen. Es war genug da. Nach dem Essen haben wir erfahren, warum wir so freundlich eingeladen worden sind, der Soldat fürchtete sich vor einer Vergiftung. Es war eben immer noch Krieg. Übrigens war ich erstaunt, wie viele Soldaten doch einige Brocken unserer Sprache kannten und sprechen konnten.

Bald hatten wir im Dorf einen russischen Kommandanten, dieser war der Befehlshaber über seinen Soldaten und uns. Er lebte im Schloß, durch eine Verwundung hatte er nur noch ein Auge, darum sah er wenig freundlich aus. Allmählich gab es wieder eine gewisse Ordnung unter uns. Übergriffe wurden seltener und die Angst beherrschte uns nicht mehr ständig. Überhaupt, hatten wir Kinder bald keine Scheu mehr vor den Soldaten. Aber wir waren immer vorsichtig. Neugierig waren wir auch. Es gab so vieles zu entdecken. Häuser und Betriebe standen offen, vieles lag auf den Straßen und im Gelände. Zu finden gab es genug. So fanden wir in der Schulscheune einige Filmrollen der Ufa. Sie lagen zwischen Bergen von Wäsche- und Kleidungsstücken und vielen anderen Dingen. Diese Rollen haben wir mitgenommen und im Kuhstall angezündet. Sie brannten wie Pulver. Es konnte aber nichts passieren. Der Stall war leer und die Wände und Decke aus Ziegelsteinen errichtet. Ich war aber nicht der Verantwortliche für das Feuerwerk.

Nach einiger Zeit konnten wir wieder in unsere Wohnung. Die Soldaten waren abgezogen, Flüchtlinge, die kurze Zeit in ihr lebten, sind in Lietzkes Haus gezogen. So waren wir wieder zu Hause. Knoops und unsere Wohnung lagen im Haus nebeneinander. Jetzt waren wir wieder alleine. Tante Irmgard mit ihrer Tochter Karla, Tante Herta mit Heidi und Hartmut, Mama mit uns Kindern und Oma. Oma sprach polnisch und wohl auch ein wenig russisch. Nachts sind wir alle in Omas Schlafzimmer gezogen. Dort haben wir in den Betten und auf dem Fußboden geschlafen. Manchmal haben im Zimmer vor dem Schlafraum Soldaten gefeiert. Sie feierten nicht immer alleine.

Eines späten Abends kam ein Soldat in unser Zimmer. Er wollte nichts. Keine Frau, keinen Wodka, keinen Platz zum Schlafen, nichts, er gab uns aber einen Befehl. Er zeigte auf Tante Hertas Radio, ein Blaupunkt, das auf der Kommode im Wohnzimmer stand und sagte, wir sollen dieses Radio am nächsten Tag in ein ganz bestimmtes Haus, das er uns genau beschrieb, bringen. Es war Tinscherts Haus, das gegenüber der Gaststätte stand. Am Morgen stand Werner Kirk vor unserer Tür. Auch bei seiner Familie war der Soldat gewesen und hatte ihnen gesagt, sie sollen das Radio aus ihrer Wohnung zu Tinscherts Haus bringen. Werner hatte schon eine zwei rädigere Karre bei sich. Darauf stand schon ein Radio. Wir stellten Tante Hertas dazu und schoben ab zu Tinscherts Haus.

Nach unserem Anklopfen öffnete ein Mann die Tür. Ich war erschrocken und erstaunt. Dieser Mann trug eine schwarz-weiß gestreifte Kleidung und eine Baskenmütze. Im Zimmer waren noch zwei junge Frauen, ebenfalls in gestreifter Kleidung. Auf der linken Brustseite trugen sie ein aufgenähtes Zeichen. Alle drei sprachen deutsch. Der Mann bedeutete uns mit den Geräten ins Haus zu kommen. Als wir damit in der Küche waren, öffnete er das Fenster. Wir mußten die Radiogeräte auf den Hof werfen. Hier lagen schon andere Trümmer. Warum und wieso wir das alles tun mußten, war Werner und mir nicht klar. Eine Frau lag auf dem Sofa, die andere stand bei uns als der Mann uns aufforderte, mit ihm zur Försterei zu gehen. Um dort hin zu kommen, mußten wir an der Gastwirtschaft vorbei. Der Platz vor dem Haus war voller Soldaten. Die Soldaten ließen uns unbehelligt gehen. Sie sagten gar nichts. Die gestreifte Kleidung schien Ausweis genug gewesen zu sein. Es waren KZ-Kleidungsstücke! Aus der Försterei holten wir Dinge, die sie wohl dort gelassen hatten. Im Haus sah es schlimm aus, alle Räume waren total verdreckt und es hat fürchterlich gestunken. Eine Badewanne im Obergeschoß war gefüllt mit...! Ich vermute, dieses war der Grund des Umzuges von der Försterei in das schon beschriebene Haus. Als wir wieder in diesem Haus waren, gab der Mann uns immer wieder eine

sinnlose Beschäftigung. Auf einmal war Werner verschwunden, (er war etwas älter, als ich) ich war alleine. Da hörte ich, wie die eine Frau zu dem Mann sagte: Nun laß ihn doch auch gehen. Darauf antwortete er: Du weißt doch, was die mit uns gemacht haben. Als ich das hörte, war ich auch weg. So schnell ich konnte, bin ich gelaufen.

Ob diese Menschen wirklich im KZ gewesen waren oder sich nur durch diese Kleidung getarnt hatten, vermag ich nicht zu sagen. Ich vermute aber, es waren ehemalige Häftlinge. Hätte der Mann sonst sagen können: -Du weißt doch, was sie mit uns gemacht haben? Warum der Soldat uns mit den Radios in das Haus geschickt hatte, wußte er sicher nur alleine.

(Von K.Z - Lagern habe ich als Kind nichts gewußt, doch das Wort: Arbeitslager war mir bekannt. Allerdings nicht seine Bedeutung. Daß die Juden den Stern tragen mußten, wußte ich. Als ich einmal mit meiner Mutter in Stolp war, sind wir einer Frau mit einem Jungen begegnet, die beide den Stern getragen haben.

Das im Dorf vorhandene Vieh mußte versorgt werden. So wurden Die Kühe zusammen geholt und in den Ställen und Scheunen des Gutshofes untergebracht. Es waren eine ganze Menge Kühe. Frauen aus dem Dorf mußten diese Kühe zweimal am Tag melken. Auch unsere Mutter gehörte zu den Melkerinnen. Damit die Frauen im Dunkeln nicht alleine unterwegs waren, sind immer einige zusammen zum Melken gegangen. Manchmal wurden auch wir Kinder als Schutzengel gebraucht. Dieser Melkdienst war eine schwere Arbeit für die Frauen, für unsere Familie aber eine gute Sache.

Mama hatte einen tollen Einfall. Unter ihrem Rock trug sie einen Leinenbeutel, in den sie eine Feldflasche ohne Stoffbezug gesteckt hatte. Während des Melkens legte sie diese Flasche in den Melkeimer, war sie gefüllt, wanderte sie wieder unter den Rock. Auf diese Weise waren wir eine Weile mit Milch versorgt. Wenn wir Brot hatten, schöpften wir die Sahne ab und benutzten sie als Brotaufstrich. Nach einigen Wochen wurden die Kühe in andere Orte getrieben, so war unsere schöne Milchquelle versiegt.

Die Pferde waren zunächst noch im Dorf und auf den Feldern unterwegs. Uns Kindern ist es gelungen, einige Pferde einzufangen und in Lietzkes Stall zu stellen. Uns hat das Spaß gemacht und die Tiere waren versorgt. Die meisten Pferde waren müde und hatten beschädigte Hufen. Kein Wunder nach den oftmals sehr langen Märschen, die sie hinter sich hatten. Unter diesen Pferden war auch ein Hengst, ein Kaltblüter, er war sehr ruhig und ließ sich auch vor den Wagen spannen. So konnten wir mit einem Sack Roggen zur Mühle fahren, um das Korn gegen Mehl zu tauschen. Das ging zunächst noch, wenig später nicht mehr. Während der Fahrt hatten wir als Zeichen der Ergebenheit ein weißes Tuch an den Wagen gebunden. Bei dieser Fahrt hat uns niemand gestört.

Bald waren auch die Pferde eingesammelt und auf dem Gutshof untergebracht. Das Vieh auf dem Hof mußte versorgt werden, um das zu können, wurden auch wir Kinder eingesetzt, zum Beispiel als Kutscher, um in großen Fässern Wasser aus dem Bach zu holen. Damit die schweren Wagen bewegt werden konnten, sind wir auch vierspännig gefahren. Ich konnte ohne Hilfe den Pferden kaum das Geschirr anlegen, aber gefahren bin ich, auch vierspännig und stolz, wie Oskar!

Auf dem Hof war immer etwas los und es gab auch etwas zu sehen. Da stand Herrn Armsters Auto auf dem Hof, es war ein Horch mit aufklappbarem Verdeck. Solch ein Auto hatte ich noch nie gesehen. Es stand auf dem Hof, weil man in der Garage eine kleine Molkerei eingerichtet hatte. Hier arbeiteten auch junge Frauen aus der Ukraine, die während des Krieges für deutsche Bauern arbeiten mußten.

Eines Nachmittags war plötzlich eine große Unruhe unter den Menschen auf dem Hof, vor allem unter den Soldaten. Ich sah, wie der Kommandant mit einigen Soldaten einen bespannten Kutschwagen bestieg und recht schnell zum Buchenwald fuhr. Nach einer Weile kehrte er mit dem Wagen zurück, seine Soldaten trieben zwei deutsche Soldaten vor sich her. Hierbei sparten sie nicht mit Kolbenhieben. Die Männer wurden in einen Kellerraum des Schlosses gesperrt. Als ich das alles beobachtete, bekam ich Angst, denn ich hatte in meiner Hosentasche eine kleine Zündplättchenpistole aus Blech, die ich gefunden hatte. Aus lauter Angst habe ich dieses Spielzeug in einen Jaucheabfluß geworfen. Die Angst war verständlich, denn in Punkto Waffen und -Waffen- waren die Russen unberechenbar.

Die deutschen Soldaten sollen von Deutschen an die Russen verraten worden sein. So ist es gesagt worden. Eine Ukrainerin, die Zugang zu den deutschen Soldaten hatte, erzählte: Die beiden Deutschen seien von einer anderen, höheren russischen Dienststelle in ihr Heimatdorf entlassen worden, um dort zu arbeiten. Nun waren sie wieder eingesperrt. Ob diese Schilderung der Wahrheit entsprach, konnten wir nicht überprüfen. Was aus den deutschen Männern geworden ist, auch nicht.

Auf dem Gutshof gab es viel Arbeit. Buchen wurden gefällt und mußten zu Brennholz verarbeitet werden. Das Zersägen der manchmal recht dicken Stämme war schwere Arbeit. Die wenigen Männer haben tagelang gesägt. Ein kleines „Fest“ gab es, als eine Kuh geschlachtet worden war. Was die Russen nicht beanspruchten, wurde verteilt. Ich vermute, von dem Tier ist alles genutzt worden, was nur irgendwie genießbar war.

Eine Nachricht ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf: Auf der Strecke nach Lauenburg steht bei Labehn ein Militärgüterzug. In den Waggons sollen noch Kerzen, Kartoffelmehl und andere Dinge vorhanden sein. Auch wir haben uns mit anderen auf den Weg gemacht. Der Zug stand vor der Brücke, die über die Lupow führte. Er wurde von russischen Soldaten bewacht, die aber weg schauten, als wir in die Wagen kletterten. Sie sprachen kein Wort mit uns. Die Wagen waren schon fast leer. Kartoffelmehl und Bunkerlichter gab es noch reichlich und die konnten wir sehr gut gebrauchen.

Es soll um diesen Zug eine Schießerei zwischen deutschen und russischen Truppen gegeben haben. Ich weiß es nicht, allerdings sahen ein paar Stellen am Waldrand wie Grabstellen aus. Die Brücke über den Fluß war zur Sprengung vorbereitet, ich habe die leeren Schächte gesehen, aber zur Zerstörung ist es nicht gekommen.

Im Dorf wurde erzählt, daß es in Labehn einen Arzt gäbe. Diesen Arzt wollten einige Frauen aufsuchen, sie suchten andere, die mit ihnen gehen sollten. Als Geleitschutz wurden auch Kinder mitgenommen. So nahm Mama mich mit nach Labehn. Wir gingen den Weg durch den Wald am Bahndamm entlang, den wir auch zu dem Zug gegangen waren. Der Zug war inzwischen abgeholt

worden. Der Arzt wohnte im Dorf, er schien viel zu tun zu haben. Nach einiger Zeit konnten wir wieder zurück nach Hause gehen. Wieder die bekannte Strecke am Bahndamm entlang. Als ich dann doch einmal –mußte-, bin ich ein Stückchen tiefer in den Tannenwald gegangen. Dort fand ich einen toten russischen Soldaten. Er lag auf dem Rücken und sah in seiner Uniform noch ganz normal aus. Wie er ums Leben gekommen war, weiß ich natürlich nicht. Dem russischen Kommandanten habe ich nichts von der Leiche erzählt. Wir hatten inzwischen einen neuen und der war ganz nett. Bei Übergriffen seiner Soldaten sorgte er für Ordnung und wenn es sein mußte, hat er scharf durchgegriffen. Trotzdem getraute ich mich nicht, ihm von meinem Fund zu erzählen.

Ich habe schon erzählt, daß auf unserem Hof und im Dorf junger Männer, oder große Jungs, aus West- und Ostpreußen waren. Mit einigen von ihnen habe ich spannende Erlebnisse gehabt. Im Dorf lagen ein paar Motorräder der deutschen Wehrmacht herum. Diese waren natürlich nicht fahrbereit. Zwei der jungen Burschen haben es geschafft, eine Maschine fahrbereit zu machen. Ich meine, es war eine 600. ccm Zündapp. Wir mußten sie allerdings anschieben. Das Geräusch des laufenden Motors war natürlich nicht zu überhören, so waren auch bald ein paar Soldaten auf unserer Spur. Als wir das bemerkten, haben wir die Maschine in einem Schuppen versteckt. Die Soldaten haben sie nicht entdeckt und zogen ab. Wir dann auch.

Eine nicht ganz ungefährliche Sache machte mir und anderen viel Spaß: Die Zünder von Munition zur Explosion zu bringen. Und das ging so: Wir sammelten die Geschosse, die überall herum lagen und entfernten die Spitzen. Das machten wir, in dem wir die Spitzen zwischen Kellertür und Kellerwand klemmten und so lange mit den Geschossen wackelten, bis sich die Spitze gelöst hatte. Das Pulver, meistens Schwarzpulver, schütteten wir in eine kleine Erdkuhle. Auch stärkere Kaliber, z. B. 2 cm Geschosse, haben wir so behandelt. Diese waren mit gelben Pulverstangen gefüllt. Auch das Pulver kam in die kleine Kuhle. Die Zündhütchen haben wir mit dem Hammer oder Steinen bearbeitet, bis sie knallten. Unsere Mutter lebte dann in ständiger Angst. Das Pulver in der kleinen Kuhle haben wir angezündet. Vorsichtig wie wir waren, benutzten wir eine Wäschestange mit einem Lappen daran, um das Pulver gefahrlos entzünden zu können. Spaß hat das schon gemacht. Aber es war rücksichtslos unseren Eltern gegenüber. Handgranaten und Minen haben wir nicht angefaßt. Das war uns zu gefährlich.

Ich habe einmal einen Jungen getroffen -9 Jahre alt-, der hat in der Küche seiner Eltern von einer Eierhandgranate den Abzugsring abmontieren wollen und die Granate so zur Explosion gebracht. Eine Hand und ein Auge hat er bei der Explosion verloren. Sein Gesicht war teilweise geschwärzt. Bei aller Vorsicht gab es auch bei mir und anderen kleine Pannen. Wir kannten so ziemlich die Beschaffenheit von den meisten Patronen, aber es gab dennoch Überraschungen. Als ich zum Beispiel, von einer russischen Infanteriepatrone wie gewohnt, die Spitze entfernt und mit dem Hammer das Zündtütchen bearbeitet und zur Explosion gebracht hatte, spürte ich etwas in meinem Gesicht und ich bekam schöne rote Pickelchen. Blut! Im Bach habe ich mir das Gesicht gewaschen und die Sache war in Ordnung.

Am Nachmittag desselben Tages hörte ich einen ziemlich heftigen Knall. Was war geschehen? Herbert, mein jüngerer Bruder, hatte eine ihm unbekannte Patrone gefunden, dünner und länger sei sie gewesen, sagte er mir später. Herbert hatte diese Patrone der gewohnten Behandlung unterzogen

und auch die bekannte Wirkung erreicht. Doch aus dem Inneren der Patrone war ihm ein kleines Stückchen Metall in den Oberschenkel gedrungen. Herbert hatte dieses nicht bemerkt. Aber ein älterer Mann aus Marienburg, der bei uns auf dem Hof wohnte, hatte den Knall gehört und war schimpfend hinter Herbert her gelaufen, um ihn zu- was auch immer... - Natürlich war Herbert schneller. Als Herbert den Wettlauf gewonnen hatte, ist er stehen geblieben und bemerkte Blut an seinem Bein und im Strumpf. Nach dem der ältere Mann sich entfernt hatte, ist Herbert nach Hause gegangen. Er erzählte seine Geschichte und Mama wurde sehr böse. Die Wunde in Herberts Oberschenkel erwies sich als sehr harmlos. Während Herbert sich Mamas Strafpredigt anhören mußte, kam ich in die Küche. Ich hörte ihn weinend sagen: <Klaus hat heute auch schon geblutet.> Das war nicht schön, aber verständlich. Jetzt bekam ich meinen Teil gesagt. War ja auch blöd, was wir getan hatten.

In den ersten Wochen nach dem Einmarsch der russischen Truppen, kamen aus dem Nachbardorf Karstnitz fast jede Woche einmal Soldaten ins Dorf, um Hafer für ihre Pferde zu holen. Das ging eigentlich ganz friedlich ab. Doch, sobald wir bemerkten, daß sich Soldaten näherten, gaben wir Alarm. Vorsichtshalber versteckten sich die Frauen und Mädchen. Tante Irmgard und Tante Herta haben sich auch in der Lehmkuhle hinter Brombeersträuchern verkrochen. Zuerst war auch ein Offizier unter den Panjewagen -Besatzungen, später kamen die Soldaten unter der Führung eines Unteroffiziers. Dieser sagte mir, der Leutnant sei nicht mehr da, was auch immer das bedeutet haben mag.

Einige Male haben die Soldaten im Dorf übernachtet. Auch bei uns. In einer Nacht hörte Tante Herta im Nebenzimmer die Tür des Vertikos knarren. Sie schaute in das Zimmer und sah, wie der Leutnant den Schrank untersuchte. Ich hörte wie Tante Herta sagte: Was machst du da? Das darfst du nicht. Der Soldat ging darauf wieder in das Zimmer, in dem er übernachtete. Diesen Mann durften wir Kinder nicht aus den Augen verlieren. Er war nicht böse, aber er versuchte alles, um mit Mama alleine zu sein. Selbst Geld hat er mir geboten, aber ich bin nicht von Mamas Schoß gewichen.

An einem anderen Abend legte sich ein, wie ich meine, schon älterer Soldat auf die Scheese im Wohnzimmer. Er war sehr freundlich. Unsere kleine Schwester Rita, etwa vier Jahre alt, schaute immer wieder auf den Mann, der einen großen Schnurbart trug. Da fing der Soldat an zu weinen und er streichelte Rita immer übers Haar. Oma fragte ihn, warum er weine? Darauf sagte er, er habe auch so eine Tochter, diese aber schon sehr viele Jahre nicht mehr gesehen. Sie sei jetzt wohl elf Jahre alt. Auch das gab es im Chaos dieser Tage.

Eines anderen, späteren Tages, kamen mit den uns schon bekannten Soldaten einige neue. Wir gaben für die Frauen Alarm. Doch die Männer fragten nur nach Schnaps -Wodka-, wir hatten doch nicht, was sie suchten. Ich sagten den Soldaten, sie sollten es einmal in der Gastwirtschaft versuchen, die es hier im Dorf gäbe. Darauf sagten sie: <Komm mit, du zeigen.> So bin ich mit diesen Soldaten, es waren sechs auf drei Panjewagen, zum -schwarzen Walfisch- gefahren. Die Soldaten ließen mich mit ihren Waffen und Pferden alleine und gingen ins Haus. Nach kurzer Zeit kehrten sie zurück und fragten, ob es noch ein Haus gäbe. Ich zeigte ihnen den Weg durch die Gärten zum Bahnhof. Hier hatte es früher auch eine Gaststätte gegeben. Die Russen gingen diesen Weg, auf dem ich aber nicht mit Pferd und Wagen folgen konnte. Sie bedeuteten mir, ich solle ihnen über die Straße zum Bahnhof

folgen. Wie gesagt, es waren drei Gespanne, die hintereinander gebunden waren, auf den Wagen lagen die Maschinpistolen der Soldaten.

Auf dem Weg zum Bahnhof mußte ich an der Molkerei vorbei, in der eine russische Wache oder so, untergebracht war. Vor einem aus Baumstämmen gefertigten Tor standen Posten. An diesem Posten mußte ich kleiner Kerl mit drei Gespannen, die Wagen beladen mit einigen Maschinpistolen, vorbei. Da kam das Kommando: <Stoi.> Ich hielt natürlich sofort an und wurde von einigen Soldaten umstellt. Das Palaver mit Mund, Händen und Füßen ging los. Es gelang mir, ihnen klar zu machen, daß ich die Wagen zu ihren Kameraden bringen sollte, die im Bahnhof seien. Nach einer Weile zeigte sich einer der Soldaten vor dem Bahnhofsgebäude und gab mit lauter Stimme Auskunft. Ich durfte mit meinem Konvoi meine Fahrt fortsetzen. Es mag vielleicht stark klingen, aber Angst habe ich nicht gehabt.

Ich sagte schon einmal, an welchen Tagen oder in welcher Woche die Dinge geschehen sind, von denen ich erzähle, vermag ich nicht zu sagen. Ein Tagebuch habe ich nicht geführt. Aber ich habe sie erlebt und erfahren.

So auch das, was ich jetzt erzähle: Ich war in diesen Tagen gerne in Kummersdorf bei unseren Verwandten. Außer meinen Vettern und Cousins lebten dort auch Mädchen und Jungen aus Ostpreußen. Wir spielten gerne zusammen. - Mit meinem Freund Horst Weyerke konnte ich nicht spielen seine Familie hatte Hebrondamnitz rechtzeitig vor dem Einmarsch der Russen verlassen- Wir spielten auch: Die Russen kommen. Vor ein paar Wochen hatten wir noch die Bilder unserer - deutschen Helden- in den Taschen, jetzt spielten wir russische Soldaten. So schnell erleben Kinder veränderte Situationen.

Eines Tages spielten wir auch bei Tante Minna auf dem Hof und dem Heuboden. Hier fand ich eine deutsche Pistole. Sie war in ein kariertes Küchenhandtuch gewickelt. Das Magazin war gefüllt. Noch während wir uns das Ding ansahen, rief jemand: Russen kommen. Jetzt mußte alles ganz schnell gehen Erst habe ich die Pistole in die Jauchegrube geworfen, dann wurden sechs Hühner in einen Sack gesteckt und dieser im Kartoffelfeld versteckt. Dann ging alles ruhig weiter. Die Russen, taten keinem etwas, jedenfalls nicht bei uns, sie zogen einfach weiter. Die Gefahr war vorüber, die Hühner konnten wieder vom Acker und aus dem Sack geholt werden. Sie waren ganz ruhig. Sie waren alle tot! Erstickt! Wir haben eben doch nicht alles bedacht.

In diesen Tagen wurde oft gefragt, wie mag es den oder dem wohl ergehen? Wo mögen sie geblieben sein? Oma und Mama fragten immer wieder, wie es wohl Frieda mit ihren Kindern in Kleingluschen gehen mag?

Ich habe mich als Kind in bestimmten Situationen als ängstlich empfunden, aber vielleicht war ich das gar nicht. Denn, ich hatte mich entschlossen, nach Kleingluschen zu fahren. < Wie willst du das machen? >Fragte Mama mich. Ich sagte ihr:< daß ich mit dem Milchwagen aus Kleingluschen fahren werde.> Hier muss ich sagen, daß unsere Molkerei wieder ihren Betrieb aufgenommen hatte und auch die Milch des Gutes Kleingluschen hier verarbeitet wurde. Die Molkerei in Kleingluschen war außer Betrieb. So wurde die Milch von dort zu uns nach Hebrondamnitz gebracht. Dieses geschah mit Pferd und Wagen. Das wußte ich. So fragte ich den Fahrer des Milchwagens, ob er mich auf seinem

Wagen mitnehmen würde. Ich erzählte ihm von meinen Verwandten, die er kannte, und durfte mitfahren. Tante Frieda, Bruno und Helmut staunten nicht schlecht, als ich plötzlich vor ihrer Tür stand.

Ihnen ging es nicht schlecht. Sie waren zu Tante Friedas Schwester gezogen und arbeiteten auf dem Gutshof. Ich blieb dort ein oder zwei Tage. Es gab viel zu sehen. Der Hof war in Betrieb. Hier habe ich gesehen, wie die Ställe mit Hilfe von Ochsen ausgemistet wurden. Diese starken Tiere zogen sogenannte Rutschen, beladen mit Mist, aus dem Stall auf den Misthaufen. Für mich war das beeindruckend. Noch beeindruckender war aber ein großes deutsches Flugzeug -Heinkel 111-, das auf einer Wiese notgelandet war. Helmut, Bruno und ich haben dieses Flugzeug von innen und außen gründlich untersucht. Wann hatten wir sonst schon Gelegenheit, solch eine Maschine mit all den Geräten in der Pilotenkanzel zu sehen und anfassen zu können? Meine Phantasie ging spazieren. So haben wir mit den Rohrleitungen, die von den Treibstofftanks in den Tragflächen, zu den Motoren führten, geklappert. Dieses Getöse sollte das Geräusch von laufenden Motoren sein.

So ganz nebenbei haben Bruno und Helmut noch ihre Reusen geleert, die sie in einen Teich gelegt hatten, Ein paar Fische seien immer darin, sagten sie mir.

Der freundliche Milchfahrer hat mich dann auch wieder mit nach Hebrondamnitz genommen. Mama und Oma freuten sich zu hören, was ich zu erzählen hatte. Ich vermute, sie waren froh, daß ich gesund und munter wieder zu Hause war.

Langweilig war das Leben in diesen Tagen nicht. Wir machten immer wieder neue Erfahrungen: Auf unseren Köpfen und in unserer Kleidung regte sich Leben. Läuse! Jetzt begann ein Kampf an vielen Fronten. Wir Jungen hatten es ein wenig leichter, als die Mädchen mit ihren dichten Haaren und oftmals langen Zöpfen. Oma hatte einen Staubkamm mit ganz eng stehenden Zinken vielleicht noch aus den Zeiten des ersten Weltkrieges- mit dem wurden wir auf dem Kopf behandelt. Ein Spiegel wurde auf den Tisch gelegt, über den mußten wir uns beugen. Und dann wurde gekämmt. Was auf dem Spiegel landete, wurde zerstört. Ob Laus oder Nisse, sie wurden geknackt! Die kleinen dunklen Läuse in der Unterwäsche mußten wir mühsam aus den Nähten pullen, um sie knacken zu können. Diese Plage dauerte eine ganze Zeit, betroffen waren wir alle.

Es wurde gesagt, diese kleinen Untermieter seien auch der Grund da für, daß die russischen Soldaten Glatze tragen mußten. Ihre Offiziere trugen lange Haare. So viel zu diesem Thema.

Was die Menschen viel stärker ängstigte war eine ansteckende Krankheit: Typhus! Diese Krankheit war in dieser Zeit tödlich. Auch in unserem Dorf sind einige Menschen an dieser Krankheit verstorben. In einigen Nachbardörfern hat es viele Tote gegeben. Zum Schutz vor Ansteckung gab es außer Chlorkalk nichts. So waren bald alle Abflußgräben, die Hofeinfahrten, die Toiletten und andere möglichen Ansteckungsherde weiß angestrichen. Diese weißen Markierungen hatten noch eine weitere positive Wirkung: Die Russen scheuten sich, diese Grundstücke zu betreten. Außerdem waren in großen weißen Buchstaben oftmals Hinweise auf Typhusranke an den Häusern angebracht. Diese Hinweise haben die russischen Soldaten verstanden. Ob diese immer zu Recht angebracht waren, kann getrost bezweifelt werden. Aber sie hatten eben auch eine schützende Funktion und waren dadurch in jedem Fall berechtigt.

Im Saal des Gasthofes war in den letzten Wochen des Krieges einiges an Material eingelagert worden. So richtig hatten wir das gar nicht bemerkt und wenn, konnten wir nicht feststellen, was es war. Jetzt hinderte uns niemand daran, diesen Raum zu betreten. Zusammen mit ein paar anderen Jungen bin ich in den Saal gegangen. Wir waren allerdings nicht die ersten, die sich umgesehen hatten, das war unschwer zuerkennen. Was wir gesehen haben, war toll. Da gab es Kartons mit Tee, Puder, Pillen und Tabletten. Und vieles andere mehr.

Der Tee war in Tüten verpackt, auf denen –Sonnentee- geschrieben stand. Wir haben ihn später in selbst gefertigten Pfeifen zu rauchen versucht.

Auf den Puderdosen stand –Blütenpuder-. So hat das Zeug auch geduftet. Nicht wenige Dosen lagen geöffnet herum und verbreiteten einen sehr intensiven Duft. Überhaupt herrschte im Raum ein totales Chaos. Viele Gefäße waren geöffnet oder zerstört. Über allem der Duft des -Blütenpuders-. Es dauerte nicht lange und wir rochen alle sehr nach Drogerie.

Was mir und anderen besonders gefallen hat, waren die kleinen silbern aussehenden Pillen. Wir haben diese ebenso bedenkenlos in Mengen gegessen, wie die braunen, nach Kakao schmeckenden, Tabletten. Wir haben die Dinger gegessen, ohne zu wissen, was sie bewirken könnten. So weit ich mich erinnere, sind sie uns gut bekommen. Vielleicht haben sie uns sogar vor einer Erkrankung bewahrt. Wer weiß?

Im Miteinander der Menschen im Dorf war wieder eine bestimmte Ordnung zu erkennen. Man wußte, was erlaubt war und was nicht. Auf dem Gutshof wurde gearbeitet, auf einigen Feldern ebenfalls. Ich erinnere mich, daß ich einmal mit Herbert zusammen zum Distelstechen geschickt worden bin. Das hat aber nicht viel genützt. Selbst uns Kindern ist aufgefallen, wie schnell ein nicht behandelter Acker verkrauten kann. Die Getreidefelder standen bei der Ernte voller Disteln.

Es wurde etwas getan. Das Sägewerk war wieder in Betrieb. Die wenigen Männer mußten aus dem Wald die gefälltten Bäume holen. Zu diesen Männern gehörte auch Onkel Max, mit dem ich auch in den Wald fahren durfte. Überhaupt, waren wir Kinder immer irgendwo auf der Suche nach interessanten Sachen oder auch Schätzen. Zu gerne wäre ich einmal ins Schloß gegangen, um mir anzusehen, was es darin zu sehen gab. 99 Zimmer (Räume) soll es gehabt haben. Diese Zimmer sind teilweise von den Russen ausgeräumt worden. Möbel, Bilder und andere Gegenstände sind auf Fahrzeuge verladen und abtransportiert worden. Keiner wußte wohin. Einige vermuteten, die Sachen kämen nach Rußland, andere behaupteten, sie würden in eine große Feldscheune gebracht und dort angezündet werden. Weder das eine, noch das andere ist damals bewiesen worden, aber die Sachen waren weg.

Das Schloß durften wir nicht betreten, es wurde bewacht. Ein Mann mit einer Peitsche aus Draht machte seine Runde. Doch er konnte nicht überall gleichzeitig sein. Bei einer sich mir bietenden Gelegenheit bin ich ins Schloß geschlüpft. Ich passte zwischen einigen Stäben hindurch, die vor den Kellerfenstern angebracht waren. So kam ich in einen Raum, der voller Bücher, Bilder und Bildbänden war. Zwischen all den Schätzen lagen einzelne Fotos herum. Es war alles durchwühlt. Ich habe mir ein Bild mit Schloßansicht eingesteckt. (Postkartengröße) und aus dem Schloß gerettet. Der Mann mit

der Peitsche hat mich nicht erwischt (Von diesem Bild befindet sich eine Kopie in diesen Erinnerungen)

Später durften wir einige Räume des Schlosses betreten aber nur im Untergeschoß, um Milch zu holen. Zu gerne wäre ich noch einmal in den großen Saal gegangen, denn dort stand in einem extra Raum eine sehr große Palme. Diese reichte mit ihrer Krone über die normale Deckenhöhe hinaus. Darum war über ihrem Haupte eine Kuppel aus Glas angebracht. Gewissermaßen ein Gewächshaus für eine einzelne Palme.

Da das Brot immer knapper geworden war oder es gar keines mehr gab, sind wir Ähren sammeln gegangen. Unsere Mutter, unsere Tanten und wir Kinder haben, wie viele andere auch, die Ähren vom Acker gesammelt und nicht von den Garben geschnitten, wie uns später unterstellt wurde. Die Ähren haben wir gedroschen. Die Körner wurden ins Wasser gelegt, damit sie aufquellen. Dieser Teig wurde dann zu Brot gebacken. Köstlich! Diese kleine Geschichte ist allerdings erst später geschehen. Davor geschah noch anderes, worüber ich jetzt berichten möchte.

Frau Anna Kirk kam zu uns und erzählte von ihren Verwandten in Stolp. Sie wisse nicht, wie es diesen gehe darum würde sie gerne nach Stolp gehen, um nach ihnen zu schauen. Sie fragte uns, ob wir sie begleiten würden. So sind Frau Kirk, Werner, Tante Herta, Mama und ich 18 km. nach Stolp und wieder zurückgegangen. Wenn ich mich richtig erinnere, hat uns unterwegs ein Russe auf seinem Panjewagen ein Stückchen mitgenommen. Wir sind gut in Stolp angekommen und haben die gesuchten Verwandten angetroffen. Sie wohnten am Rande der Stadt in einem Einfamilienhaus. Es ging ihnen gut mit all den auch uns bekannten Einschränkungen.

Unbehindert konnten wir unseres Weges gehen. Die Innenstadt von Stolp schien total zerstört zu sein.

Es gab aber auch immer wieder Unruhe und Angst. Mama und ich waren wieder einmal in Kummersdorf gewesen. Auf unserem Weg nach Hause, kam uns Onkel Max entgegen, der auf dem Hof arbeitete. Er sagte zu uns, wir sollten nicht ins Dorf gehen, denn die Russen suchten Leute, um sie zu verschleppen. Er habe sich schnell aus dem Staub gemacht. Mama und ich sind aber doch nach Hause gegangen. Wir wollten bei Oma und Familie sein, unbehelligt sind wir in unsere Wohnung gekommen.

Es stellte sich bald heraus, daß die Russen junge Leute suchten, die Kühe in andere Dörfer treiben sollten. Die Jungen die als Treiber verpflichtet worden waren, kehrten nach einigen Tagen zurück. Ihnen war nichts geschehen. Trotzdem hatten sie sich heimlich verdrückt.

Viel schlimmer, ja grausamer, war die Verschleppungen von Mädchen, Frauen und Männern, die irgendwann in den ersten Tagen und Wochen passierten. Zu den Verschleppten gehörte auch Herr Knoop und der Bürgermeister, Herr Müschke. Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hat, bis Herr Knoop zurückkehrte. Nicht lange nach seiner Heimkehr ist er verstorben. Herr Müschke kehrte nicht zurück. Eines Abends kam Frau Müschke zu mir und fragte mich, ob ich sie begleiten würde. Sie möchte zum Bahnhof gehen. Aber nicht ins Gebäude, sondern gegenüber des Bahnhofs an den Waldrand, direkt an die Gleise. Sie habe einen Tipp bekommen, daß ihr Mann sich in einem

Güterwagen befände, der auf einem Nebengleis des Bahnhofs stehe. Von wem sie diesen Tipp erhalten habe, sagte sie nicht. Ich habe Frau Müschke begleitet. Nur durch ein wenig Gebüsch getrennt konnten wir bald den betreffenden Wagen sehen. Unbemerkt haben wir uns nähern können. Die Schiebetür des Waggons war einen Spalt breit geöffnet. Frau Müschke ist durch das kleine heckenartige Gebüsch bis an den Wagen gekrochen. In diesem Wagen lag ihr Mann. Offensichtlich krank und nicht fähig, sich zu bewegen. Ich habe Frau Müschke leise sprechen gehört. Ob Herr Müschke die Stimme seiner Frau gehört hat, konnten wir nicht feststellen. Nach einer Weile mußten wir zurück. Für Frau Müschke war diese kurze Begegnung eine schmerzhaft, traurige Erfahrung. Keiner wußte, was geschehen war und was noch geschehen würde. Am anderen Tag war der Güterwagen nicht mehr auf dem Bahnhof. Herrn Müschke haben wir nie wiedergesehen.

Unter den Verschleppten waren auch einige Mädchen gewesen -ehemalige BDM-Führerinnen-, Sie kehrten zurück. Als eine von ihnen gefragt wurde, wie es ihr ergangen sei, antwortete sie: -Dresche vergeht, A..... besteht.- Unterschiedliche Erfahrungen, unterschiedliche Reaktionen. Wohin die Verschleppten gebracht worden waren, weiß ich nicht.

In solchen Zeiten gibt es manches, auf das verzichtet werden muß, daran kann man sich gewöhnen. Was von den Menschen aber am meisten vermißt wurde, war Salz! Alle möglichen Quellen wurden nach Salz abgesucht. In den Wald zu den Futterplätzen für das Wild sind wir gegangen. Wir wußten, daß für das Wild auch Lecksteine ausgelegt worden waren. Gefunden haben wir gar nichts mehr. Auch Viehsalz gab es in keinem Stall mehr. Salz konnten wir nicht herstellen, aber Süßes. Auf Lietzkes Speicher gab es noch einige Säcke mit Zuckerrübenschnitzel. Aus diesen konnten die Frauen prima Sirup kochen. Zitzkes hatten in ihrer Waschküche einen großen Kessel Dieser eignete sich ausgezeichnet zum Kochen der Schnitzel. Während des Kochens mußte tüchtig umgerührt werden. Das war eine schwere Arbeit, darum lösten sich die Frauen beim Umrühren ständig ab. Das Ergebnis dieses Unternehmens: Einige Pfund Sirup.

Übrigens, wir Kinder haben diese Schnitzel auch roh gekaut, das hat auch geschmeckt.

Es kann im Juni gewesen sein, als die ersten Polen zu uns ins Dorf kamen und Häuser, Wohnungen, Bauernhöfe, andere Betriebe und Einrichtungen übernahmen. Sie kamen mit Pferd und Wagen, einige hatten auch eine Kuh dabei, mit der Bahn und anderen Fahrzeugen. Es waren Familien mit Kindern, junge und alte Leute, Polizisten und andere Beamte unter ihnen.

Und wieder begann eine neue Zeit für uns. Wieder wurde alles anders, ganz anders, für uns. Jetzt hatten wir gar keine Rechte mehr. Für einige Familien unter uns brachen sehr harte Zeiten an. Wohnungen und Häuser wurden besetzt. Eigentum gab es für die Deutschen nur noch sehr bedingt. Manchmal nicht mehr als das, was sie auf dem Leib trugen. Aber auch dieses war nicht immer sicher. Es gibt schlimme Berichte. Wir, unsere Familie, hatten es gut getroffen. Wir durften in unserer Wohnung bleiben, weil -unsere- Polen, ein jüngeres Ehepaar mit zwei jüngeren Kindern, in Lietzkes Haus gezogen waren. Es waren gute Leute. Sie haben uns nicht bestohlen, nicht bedrängt, auch nicht schikaniert.

Als erstes sichtbares Zeichen errichteten die Polen in dem kleinen Gemeindegarten (Anlage) vor unserem Haus, ein ziemlich großes Holzkreuz an dem eine kleine Christusfigur befestigt war. Hier

haben sie dann abendlich ihre Andachten gehalten. Für mich war das etwas ganz Außergewöhnliches. So etwas hatte ich noch nie gesehen und gehört.

Als die Verpflegung immer knapper wurde, sind Hermann Birr und ich betteln gegangen. Aber nicht in unserem Dorf, sondern in den Nachbardörfern. Von einigen Polen haben wir auch etwas Brot bekommen, andere haben uns vom Hof gejagt.

Um Brot zu haben, sammelten wir Ähren. Hier erzähle ich weiter, was ich vorne schon begonnen hatte, dazu möchte ich berichten, was in diesem Zusammenhang wichtig, vielleicht auch von Interesse ist.

Gegen Ende des Krieges waren aus Ländern des Baltikums Volksdeutsche Familien zu uns ins Dorf gekommen. An einen Mann erinnere ich mich gut. Er wohnte, glaube ich, in der alten Schule, seine Kinder spielten mit uns. Dieser Mann ist mit seiner Familie zu uns gekommen, weil er in seiner Heimat in Gefahr war, als die russischen Truppen das Land zu besetzen drohten. Er fand eine neue Bleibe bei und unter uns. Gearbeitet hat er in Stolp. Wohl in einem Metallwerk, denn er hat für seine Kinder einen Rodelschlitten aus Metall bauen können. Es schien, als sei er einer von uns.

Dieser Eindruck änderte sich total, als die Russen einmarschiert waren und später die Polen kamen. Vom ein -Deutscher zu sein- war nichts mehr zu erkennen. Er nutzte seine Sprachkenntnisse geschickt aus, was sein gutes Recht war. Doch er war unehrlich, böse und brutal. Erst ein deutscher Mann, mit allem, was dazu gehörte, dann plötzlich ein armer Verfolgter, der den Schutz des Befreiers suchte.

Dieser Mann wurde so etwas wie ein Verwalter oder Aufseher auf dem Hof. Und nun komme ich endlich zu den Ähren sammeln. Tante Herta und ich sammelten auf einem Roggenfeld, auf dem noch die Hocken standen, Ähren. Dann kam dieser Mann und behauptete, wir hätten die Ähren nicht gesammelt, sondern von den Garben abgeschnitten. Er brachte uns zur polnischen Polizei. Tante Herta und ich wurden eingesperrt. Sonst geschah nichts. Am Abend wurden wir wieder entlassen, aber Angst habe ich doch aus gestanden. Ich vermute, die Polen mochten diesen Verwalter auch nicht. Sie spürten schon, wer seine Fahne immer in den Wind hängte.

Mit der polnischen Polizei, sie wurde Miliz genannt, hatte ich noch ein anderes kleines Erlebnis. Ich besaß eine alte Motorradhupe. So eine mit einem Gummiballon, wie sie damals an den Motorrädern üblich waren. An meiner Tröte fehlte der Gummiballon. Ich konnte sie aber erklingen lassen, indem ich gekonnt ins Mundstück geblasen habe. Das habe ich ausdauernd getan. Die Töne waren weit zu hören und es dauerte nicht lange, bis die Polizei der Sache auf den Grund gehen wollte. Als ich von meinen Konzerten in der Nachbarschaft nach Hause kam, war die Polizei schon da. Woher sie wußte, daß ich der Bläser war, habe ich nie erfahren. Vermutlich bin ich jemandem mit meiner Musik auf den Geist gegangen.

Der Polizist forderte von mir die Tromka=Trompete. Ich gab ihm die Hupe ohne Ballon. Er versuchte diese zu spielen, was aber nicht klappte. So glaubte er, ich wolle ihn ver....., oder was auch immer! Mitkommen, war sein knapper, aber deutlicher Befehl. Also ab zur Polizei. Diese hatte ihre Dienststelle in dem Haus, in dem auch die deutsche Polizei gewesen war. Vor dem Eingang des Hauses war ein kleiner Vorbau. Unter diesem war ein Raum, in den z.B. die Hühner gingen, wenn es regnete. Viel höher war der Raum nicht. In den Diensträumen waren noch einige Polizisten, die nun

ebenfalls die Tromka forderten. Ich gab ihnen die Hupe. Sie versuchten zu spielen, vergeblich. Sie forderten mich auf, zu blasen. Ich tat es und es klappte! Daraufhin wurde ich unter den Vorbau in den Hühnerunterstand gesperrt. Die Tröte war ich los. Dafür hatte ich bald ein paar Plagegeister im Hemd. Polnische Hühner hatten eben auch Flöhe. Am Abend durfte ich nach Hause gehen.

Weltbewegendes, wie der Einmarsch der russischen Truppen passierte jetzt nicht mehr, aber im Leben der Menschen geschahen immer wieder entscheidende Dinge. Sie mußten recht unterschiedliche Erfahrungen machen. Nicht nur mit den Polen und Russen. Schikanen, Neid und Ärger gab es leider auch unter den Deutschen. Der Alltag war durch Hunger und Armut geprägt, vor allem aber, durch das Gefühl, völlig rechtlos, oftmals der Willkür anderer ausgesetzt zu sein. Es gab keine Vergewaltigungen und keine Verschleppungen mehr, aber ein normales Leben war in dieser Zeit nicht möglich.

Bald hörte man Sätze wie: -Heim ins Reich- gemeint war Westdeutschland. Oder: Wer will, kann ausreisen. Dann wieder: Alle müssen bleiben, um zu arbeiten. Und schließlich: Alle Deutschen werden ausgesiedelt -vertrieben-. Bei allem Hin und Her, hörte man immer öfter: Wir wollen raus, hier können wir nicht leben. Heim ins Reich! Die ersten Menschen machten sich auf eine ungewisse Reise in den Westen. So auch die Familien W. und Z., die aus Westpreußen zu uns gekommen waren. Diese hatten sich einen großen Handwagen (Gepäckwagen) besorgt, wie es sie auf den Bahnhöfen gegeben hat, bauten ihn für ihre Zwecke noch ein wenig um und beluden ihn mit den Sachen, die sie auf ihre Reise ins Reich mitnehmen wollten. Sie hatten sehr viel Gepäck. Ob die Sachen alle aus Westpreußen waren, wurde von einigen bezweifelt.

Bis zum Bahnhof sind sie mit Ihrem Gepäck gekommen. Was zu erwarten war passierte. Der Wagen wurde nicht mitgenommen. Er blieb mit dem meisten Gepäck auf dem Bahnhof zurück.

Auch Tante Irmgard hatte sich entschieden mit ihrer kleinen Tochter nach Westdeutschland zu reisen. Sie wollte versuchen nach Hamm in Westfalen zu ihren Schwiegereltern zu gelangen. Es war der 5. August 1945, als Tante Irmgard mit dem Zug abreiste.

-Vier Wochen war Tante Irmgard unterwegs bis sie in Hamm angekommen war. Das hat sie mir später erzählt.

Immer wieder habe ich damals unsere Mutter, unsere Tanten und viele andere Frauen bewundert. Was die Mütter und Frauen erduldet und ertragen haben, ist kaum zu beschreiben, noch zu bewerten. Vieles habe ich damals miterlebt, mit durchlebt und beobachtet.

Zu der Sorge um Nahrung und Kleidung für die Familie kam noch die Angst um den Ehemann und Vater der Kinder. Nachrichten von ihnen gab es keine. Vieles ist schon aus dieser Zeit berichtet worden. Und doch werden eigene Erfahrungen in der Erinnerung wieder lebendig. Liegt das an meinem Alter?

Unsere Familie hatte wieder einmal Glück. Tante Frieda, Papas Schwester, arbeitete bei einem polnischen Verwaltungsbeamten. Jedenfalls vertrat dieser Mann (in Uniform) eine maßgebliche Behörde. Er wohnte einige Zeit in Schneckes Haus.

In der Nähe dieser Dienststelle stand das Haus von Kaufmann Liedtke. Hier wohnte nun auch ein junges polnisches Ehepaar mit seinem Sohn, der etwa fünf Jahre alt gewesen sein mag. Ein zweites Kind wurde geboren. Der Ehemann war Förster und, zusammen mit einem weiteren, für die Forsten bei uns zuständig. Durch Vermittlung von Tante Frieda konnte unsere Mutter bei dieser Familie arbeiten. Sie hat gewaschen, geputzt und gekocht. Dieses polnische Ehepaar war für unsere Familie ein Glücksfall, vor allem für uns Kinder. Diese Menschen hatten ein Herz! Jeden Tag durfte eines von uns Kindern zu dieser Familie kommen, um sich satt zu essen. Was das bedeutete, kann sich jeder vorstellen. Ich habe in meinem Leben nie wider so viel Wild gegessen.

Darüber hinaus durfte Mama immer etwas mit nach Hause nehmen, so daß es auch für die anderen unserer großen Familie zu Essen gegeben hat. Noch heute bin ich diesen Menschen dankbar. Oben in ihrem Haus wohnte noch das Ehepaar Liedtke. Hin und wieder durfte Mama auch etwas zu Essen nach oben bringen.

Ich hatte einige Zeit auch eine nutzbringende Beschäftigung. An der Dorfstraße in Wegners Wohnung, lebte eine polnische Frau mit ihrem Sohn (16 Jahre alt vielleicht) und ihrer Tochter. Diese Frau besaß ein Pferd, eine Kuh und zwei Schafe. Diese Tiere durfte ich hüten. Ich habe sie alle zusammen gebunden und auf ein Stoppelfeld gebracht. Das Zusammenbinden hat mir die Arbeit erleichtert, so brauchte ich immer nur auf eine Gruppe zu achten und nicht auf die einzelnen Tiere. Allerdings, wenn die Schafe abzogen, gingen Kuh und Pferd gerne mit.

Die Polen bauten Hirse an, die ich noch nicht kannte. Ein Hirsefeld lag neben meiner <Hütefläche.> Gegenüber war ein Kartoffelfeld. Da wir immer auf der Suche nach Essbarem waren, wollte ich ein paar Kartoffeln organisieren. (So sagten wir, wenn wir nicht klauen sagen wollten, wie die Soldaten.)

Ich wurde erwischt! Als ich mich im Kartoffelacker beschäftigte, stand plötzlich ein Pole hinter mir, und schimpfte. Ich kannte ihn, er hieß Jan. Jan schimpfte nicht so sehr wegen der Handvoll Kartoffeln, sondern weil die Tiere in seinem Hirsefeld standen. Er machte mir aber keine Schwierigkeiten. Mein Lohn für die Hütearbeit war das Essen, das ich bekam. Es war reichlich. Nie wieder habe ich so viel Dickmilch gegessen, wie in jenen Tagen.

Eine andere Beschäftigung hatte in der kalten Zeit Tante Herta. Sie durfte in der Schule einen großen Kachelofen heizen. Ich habe sie begleitet. Geheizt wurde am Abend, damit der Raum am anderen Morgen warm war. Gerne bin ich mit in die Schule gegangen, denn in einer Klasse waren alle die Bücher gestapelt, die die Deutschen abgeben mußten. Darunter waren viele Kinderbücher. Vor der geöffneten Ofenklappe habe ich gesessen und gelesen. War unser Heizdienst beendet, gingen wir nicht mit leeren Händen nach Hause. Tante Herta hatte immer eine große Wolldecke als Umhang um ihre Schultern gelegt. Unter dieser Decke versteckten wir ein paar große Holzscheite, die wir zu Hause gut gebrauchen konnten. –Organisieren-!

Überhaupt waren wir Kinder immer mit offenen Augen unterwegs. Wir wußten bald, wohin wir gehen konnten, um vielleicht mal etwas zu ergattern oder es besser war, einen großen Bogen um Haus und Garten zu machen.

Die Försterfamilie, von der ich erzählt habe, wollte daß ihr Sohn Tomczek = Thomas, die deutsche Sprache erlerne. Aus diesem Grunde sollten wir so oft es ging, mit ihm spielen und deutsch sprechen. Das war gut. Er lernte die deutsche und wir die polnische Sprache. Außerdem hatten wir keinen Hunger. Der Förster hatte drei Hunde. Einen Dackel, einen Jagdhund und einen großen zotteligen mit hellem, langem Fell, der etwa aussah, wie ein übergroßer Pudel. Diesen Hund hatten wir einmal an der Leine bei uns, als wir mit Tomczek im Dorf unterwegs waren. Wir sind auch zum Bahnhof gegangen, hier saßen einige Eisenbahner vor ihrer Haustür. Einer dieser Männer sprach uns an. Er wollte unbedingt den Hund haben. Auch Tomczeks Bitte in polnischer Sprache, halfen uns nicht weiter. Der Hund wurde uns weggenommen. Im –Galopp– bin ich zum Förster gelaufen, das war ziemlich weit, und habe ihm erzählt, was passiert war. Die anderen waren in der Nähe des Bahnhofs geblieben, um zu sehen, was mit dem Hund geschehe.

Der Förster kam bewaffnet mit seiner Flinte sofort mit mir zum Tatort

Ein paar Minuten später hatten wir den Hund wieder.

Mit Erlaubnis des Försters und des Bürgermeisters durften wir in den Wäldern Pilze und Beeren sammeln. Taten einige das ohne Erlaubnis und wurden erwischt, waren sie die gesammelten Werke gleich wieder los. Auch Reisig und die dünnen vertrockneten Tannen durften wir mit Erlaubnis aus dem Wald nehmen. Wir hatten unseren großen Handwagen wieder und konnten damit einige Fuhren Brennholz aus dem Wald holen. In dieser Beziehung hatte sich unsere Situation gebessert.

Nachdem die Polen bei uns ins Dorf gezogen waren, gab es sehr schnell ein paar kleine Läden. Ein Bäcker, ein Fleischer und auch Lebensmittelhändler boten ihre Waren an. Natürlich konnten wir nur mit Zloty, der polnischen Währung, bezahlen. Um polnisches Geld zu bekommen, verkauften die Deutschen alles, was sie entbehren konnten, das war nicht viel. Vor allem hatten die nichts zu verkaufen, die nicht mehr in ihrer Wohnung waren. Verkauft wurde Geschirr, Wäsche, Tischwäsche und Bestecke, manchmal auch ein Bild. Nicht wenig ist gegen Ende des Krieges vergraben worden. Manches konnte wieder ausgebuddelt werden, das meiste ist sicher in der Erde geblieben. Später haben die Polen noch das eine oder andere Versteck entdeckt, oftmals durch Zufall.

Auch Oma hat einige Sachen verkaufen können, viel war es nicht. In ihrem Küchenschrank hatte sie ein paar Zlotys versteckt. Aus diesem Schrank habe ich einmal 20 Zlotys genommen und mir ein Brot gekauft. Dieses Brot habe ich alleine, versteckt in einem Gebüsch, aufgegessen. Ich schäme mich heute noch! Aber damals? Oma hat den Diebstahl bald bemerkt und ich habe gebeichtet. Bestraft wurde ich nicht, Oma hat mich auch nicht verpetzt. Diese Brotgeschichte geschah, als Mama noch nicht beim Förster gearbeitet hat. Zu entschuldigen war diese Tat nur, wenn man Verständnis für die Lage der Kinder hatte. Oma hatte offensichtlich Verständnis.

So sind Wochen und Monate vergangen. Im März 1945 hatte das ganz andere Leben begonnen. Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, die natürlichen Jahreszeiten wechselten wie immer. Und doch, vieles war ganz anders geworden. Oft unbeschreiblich! An das Weihnachtsfest 1945 habe ich keine Erinnerung. Was ich alleine oder zusammen mit anderen, in den Monaten vom März 1945 bis zum

September 1946 getan, erlebt und durchlebt habe, habe ich zu erzählen versucht. Einiges habe ich verkürzt berichtet, anderes nicht erzählt. Manches sicherlich zeitlich nicht richtig eingeordnet.

Aber alles, was ich aufgeschrieben habe, habe ich als zehner-, elf- und zwölf-jähriger Junge gesehen, erlebt und bewertet. So auch das Folgende das ich jetzt aufschreiben werde.

Irgendwann in den Sommermonaten sind die ersten Menschen aus Hebrondamnitz mit der Eisenbahn abtransportiert worden. Wenn ich mich richtig erinnere, waren es Flüchtlinge und Evakuierte, die bei uns im Dorf wohnten. Unsere Vertreibung begann am 1. und 2. September 1946. Dieses dramatische Geschehen verlief für uns etwa so:

Tante Frieda arbeitete immer noch bei dem polnischen Beamten in Uniform und wußte dadurch ein wenig von der bevorstehenden Vertreibung. Ich denke, sie hat einigen einen Tipp gegeben, denn es schien so, als habe Mama etwas vorgesorgt, z. B. eine paar Betten zusammen gebunden. Das ist aber nur eine Vermutung von mir.

Am 1. September wurden die ersten Menschen mit Panjewagen nach Stolp gefahren, wo auf dem Bahnhof ein Güterzug für sie bereit stand. Aus unserer Verwandtschaft waren auch viele unter den Abtransportierten. Wie die Auswahl getroffen worden war, war nicht zu erkennen. Wir waren nicht unter den Ausgewiesenen. Am selben Abend kam Tante Frieda zu uns und meinte, Mama und ich sollten eine Nacht in Tinscherts Haus schlafen. Gewissermaßen als Aufpasser, denn der dort jetzt wohnende Beamte mußte für einen Tag verreisen und wollte das Haus nicht gerne alleine lassen. Mama und ich haben dort eine Nacht geschlafen. Am anderen Morgen sind wir schnell wieder nach Hause gegangen. Mama ging zur Arbeit bei der Försterfamilie. Es war wieder alles normal. Wie so oft bin ich auch am frühen Nachmittag durchs Dorf geschlendert und landete bei Mama. Ich bekam etwas zu Essen und ging wieder nach Hause. Hier war Oma sehr aufgeregt. Sie sagte zu mir: Klaus lauf ganz schnell und hol die Mama, wir müssen in einer halben Stunde das Haus verlassen haben und dürfen nur mitnehmen, was wir tragen können.

Unsere Vertreibung am 2. September 1946.

Ich bin gleich zur Mama gelaufen, um sie abzuholen. Ganz schnell kehrten wir beide dann zu Oma und meinen Geschwistern zurück. Schnell wurde das Nötigste eingepackt und angezogen. Schnell noch ein paar Worte mit unserer Polin gesprochen, ihr Mann war nicht da, Mama gab der jungen Frau unser Bügeleisen, sie bekam ein paar Zloty als Gegengeschenk. Später hat „unser Pole“ uns ein Brot hinterher gebracht.

Wir mußten uns vor dem Polizeigebäude einfinden, wo ein großer Lastwagen mit Plane auf uns wartete. Einige Leute waren schon auf dem Auto. Wir mußten sofort aufsteigen, nur Mama war noch im Polizeibüro. Sie kam und kam nicht wieder. Wir wußten nicht, was los war. Ich bin ins Büro gegangen und sah, daß Mama vor dem Schreibtisch stand hinter dem der Beamte in Uniform saß. Dieser ließ unsere Mutter nicht gehen, weil sie nicht genug Geld hatte, um unsere Ausreise bezahlen zu können. Ja, wir mußten bezahlen. Ich machte mich bemerkbar und sagte, daß der Fahrer nicht länger warten wolle, sondern sofort abfahren würde. Ich weinte! Der Mann ließ Mama gehen. Wir stiegen auf den Wagen, die Fahrt ging los. Frau Müschke, die ebenfalls am Auto stand, mußte zurück bleiben.

Nach ein paar Metern Fahrt fing eine Frau an zu singen: **-Nun ade du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade....-** Bald haben viele mitgesungen. Tränen sind geflossen. Als wir an dem Haus vorbeikamen, in dem die Försterfamilie wohnte, stand die Frau am Fenster und winkte. Ob auch sie weinte, war nicht zu erkennen. Bevor wir unsere Wohnung verlassen haben, hatte Mama noch schnell die Gardinen von den Fenstern gerissen. Diese hat sie in den Garten des Försters geworfen. Ein kleines Dankeschön!

Die Fahrt ging über die Dorfstraße an unserer Schule und an unserem Zuhause vorbei über den Bach Richtung Stolp. **-Nun ade du mein lieb Heimatland...!-** September 1946!

Wir kamen bald in Stolp an, es waren nur 18 Kilometer. Bis zum Marktplatz wurden wir gefahren. Hier mußten wir aussteigen. Überall lagen Trümmer, es schien, als gäbe es keine heilen Häuser mehr. Mit unserem Gepäck mußten wir in die ziemlich zerstörte Sparkasse gehen. Hier dann bis in der ersten Stock, um uns registrieren zu lassen. Es genügte nicht, daß einer mit den Papieren in die erste Etage ginge. Jeder mußte mit allem Gepäck nach oben. Wenn jemand sein Gepäck unten ließ, war er es los.

Als alle registriert waren, ging es in einem langen Zug durch die Stadt zum Bahnhof. Dieser Weg war ziemlich lang und mühsam. Das Gepäck wurde immer schwerer. Einige Polen kamen mit Pferd und Wagen und boten den Transport des Gepäcks an. Wer das Angebot nutzte, war sein letztes Eigentum los. Die Polen bogen bei der nächsten Gelegenheit in eine andere Straße ein und weg waren sie. War das, was wir in der Sparkasse erlebt hatten, schon eine schlimme Schikane, so waren diese Diebstähle so ziemlich das Gemeinste, was man in dieser Situation den Menschen antun konnte. Ich möchte aber betonen. Nicht alle Polen, die ihre Hilfe angeboten hatten, haben gestohlen, einige haben wirklich geholfen, das Gepäck zum Bahnhof zu bringen.

Wir hatten unsere Habseligkeiten noch, als wir am Bahnhof ankamen. Jeder von uns hatte einen kleinen Rucksack. Rita, als kleines Mädchen, hatte in einem kleinen Beutel den Nachttopf zu tragen. Eine sehr umsichtige Entscheidung, diesen Topf mitzunehmen. Mama und ich hatten am Bettzeug ziemlich schwer zu tragen. Vor allem ich, denn ich war kleiner und die Wäscheleine schnürte in die Hände das tat sehr weh. Immer wieder habe ich Mama gebeten das Zeug liegen zu lassen. Sie tat es nicht. **-Wie gut!** Als wir endlich am Bahnhof ankamen, warteten unsere Verwandten schon. Sie hatten uns immer unter den Ankommenden gesucht und gehofft, daß auch wir kommen würden. Viele Menschen standen am Zaun und winkten, um auf sich aufmerksam zu machen. Hinter ihnen stand der lange Güterzug, mit dem wir transportiert werden sollten. **Aus dem ganzen Kreis Stolp waren die Menschen gebracht worden um hier verladen zu werden.** Später wurde uns gesagt, wir seien an dem Tag ausgewiesen worden, weil der Zug in Stolp noch nicht ganz gefüllt war.

Die Waggons waren dicht besetzt. In unserem sollen 54 Personen mit ihrem Gepäck gewesen sein. Es dauerte eine Weile, bis alle Reisende untergebracht war. Wohin die Reise gehen würde und wie lange sie dauern könnte, wußte niemand. Wieder einmal begann etwas ganz Neues, aber was? Hoffnung, Angst was war es, was die Menschen bewegte? Wir waren Vertriebene, ausgewiesen, heimatlos. Und doch waren viele (vielleicht alle?) unter uns, auch wir, die froh waren, im Zug zu sitzen. **-Heim ins Reich- für immer?**

Nicht alle Bewohner unseres Dorfes sind in diesen Tagen ausgewiesen worden. Nicht wenige blieben zurück. Darunter auch Frau Lietzke mit ihren Eltern, Frau Anna Kirk mit Werner und Ingrid, Frau Siefert mit ihren Töchtern Meta und Elisabeth und den Enkelkindern Käthe und Dorle. Auch ihre übrigen Familienmitglieder blieben zurück. Ich vermag sie nicht alle zu nennen.

Wir saßen in Stolp auf dem Bahnhof in einem Güterzug und warteten auf die Abfahrt. Gegen Abend, die Uhrzeit weiß ich nicht, ging es los. Langsam setzte sich der sehr lange Zug, der von zwei Lokomotiven bewegt wurde, in Bewegung. Wie waren unterwegs. Es war eine merkwürdige Stimmung zu spüren. Waren wir traurig? Waren wir froh? Oder beides? Ich als 12 jähriger Junge habe sicher anders empfunden, als die älteren und alten Menschen.

Wir fuhren durch die Nacht, begleitet von polnischen Polizisten oder Soldaten, nicht als unsere Bewacher, sondern zum Schutz vor Plünderern, die es bei früheren Transporten gegeben haben soll. In der Nacht hielt der Zug auf freier Strecke an. Es hieß, ein Radlager eines Waggons sei heiß gelaufen. Die Fahrt ging aber bald weiter. Ich erinnere mich nicht, wie lange wir unterwegs waren, was ich aber weiß ist, daß der Zug am Tage ein oder zwei Mal auf offener Strecke angehalten hat. Bei so einer Fahrpause kam Bewegung unter die Menschen. Viele stiegen aus, um auf die Toilette zu gehen. Andere, auf der anderen Seite, um Wrucken (Steckrüben) von einem Acker zu holen, ich auch. Wir älteren Jungen hatten auch während dieser Fahrt noch dummes Zeug im Kopf. So sind wir ins Bremserhäuschen, die es damals noch gab, gestiegen, um dort Eisenbahner zu spielen, auch während der Fahrt. Wenn man bei so einem Halt ausgestiegen war, mußte man sehr aufpassen, um die Weiterreise nicht zu verpassen. Ein kurzer Pfiff der Lokomotive und der Zug setzte sein Fahrt fort. Dann mußten wir ganz schnell sein, um nicht auf dem Acker bleiben zu müssen. Da der lange schwere Zug aber sehr langsam in Fahrt kam, wurde er von den Aussteigern immer erreicht. Trotzdem gab es auch einige komische Situationen.

Irgendwann hieß es bei uns im Wagen: Wir fahren nach Stettin. Nach einer längeren Fahrt waren wir an der Oder. Ich war von dem großen Fluß beeindruckt. Die Eisenbahnbrücken lagen zerstört im Wasser. Als Ersatz war eine sogenannte Pontonbrücke errichtet worden. Über eine solche Brücke mußte der Zug fahren. Als ich das merkte, bekam ich Herzklopfen. Ganz langsam bewegte sich der Zug auf die schwimmende Brücke zu. Ganz langsam, fast unmerklich, rollten die Wagen über diese Notbrücke. Wer konnte, saß bei uns im Wagen an der offenen Tür oder schaute durch eine Luke, um zu sehen, wie diese Überfahrt gelang. Auf der Brücke standen in Abständen Männer, die die Fahrt des Zuges über diese Brücke genau beobachteten.

Nach der Überfahrt waren wir im zerstörten Stettin. Hier ging es auf einer Nebenstrecke weiter. Etwas außerhalb der Stadt hielt der Zug an. Wir waren in Stettin-Frauendorf angekommen. Alle aussteigen!

Ich hatte den Eindruck, daß der Zug fast unmerklich weiter fuhr, oder schon sehr bald wieder anrollte. Wir stiegen aus den Wagen. Alle drängten zur Tür und hinaus. Hier zeigte sich einmal mehr, daß nicht nur Polen und Russen rabiat waren. So wurde Herbert beim Versuch an die Tür zu kommen, er war zwei Jahre jünger, als ich, immer wieder von einem älteren (oder alten) Mann mit dem Krückstock

zurück gedrängt, so daß Herbert nicht aussteigen konnte. Bis Mama das bemerkte und wütend dazwischen gegangen war. Ähnliches habe ich als Kind öfter beobachten und erfahren müssen.

Hunderte von Menschen standen bald auf dem schmalen Weg neben dem Gleis und versuchten ihr Gepäck zu bergen und festzuhalten. Es war ein ziemliches Gedränge. Wir warteten auf eine Anweisung. Diese kam bald: Abmarsch, folgen! Langsam setzte sich die große Ansammlung von Menschen in einem langen Zug in Bewegung. Durch die Andeutung einer kleinen Kartenkontrolle hindurch kamen wir auf eine gut gepflasterte Straße. Einen Bahnhof und einen Bahnsteig gab es nicht. Die Straße hatte ein leichtes Gefälle. So konnten wir mit unserem Gepäck leichter gehen. Wir gingen in Richtung Stadt, hinter uns schien es kaum noch Häuser zu geben.

Nach einer kurzen Strecke sah ich auf der linken Straßenseite einen großen Hochbunker. Ein Koloss, der den Bomben standgehalten hatte. Unterhalb dieses Bunkers, auf der rechten Seite der Straße, standen auf einem tiefer liegenden Gelände Häuser. Darunter ein recht großer zusammenhängender Komplex. Die Gebäude hatten zum Teil keine Dachbedeckung und keine Fenster mehr. Vor den Gebäuden waren ein großer Hof und ein Garten. Wir sahen das Lager, das wir beziehen sollten. Doch zunächst kam unsere Familie in eine Villa, die nicht weit von dem großen Gebäuden entfernt, in einem Garten stand, durch den ein kleiner Bach floß. In der Nähe des Baches stand ein Schuppen, der als Toilette diente. Warum wir hier untergebracht worden waren, wußten wir nicht. Es dauerte auch nur eine kurze Zeit und wir mußten auch in das große Lager ziehen.

Wir bekamen einen Raum im vorderen Teil des Traktes zu gewiesen. Dieser hatte keine Fenster und keine Türen, das Dach hatte keine Pfannen mehr. Innerhalb dieses Hauses führte an den Zimmern ein Gang entlang, von dem aus wir in das Zimmer konnten. Durch diesen Gang hatten wir tagsüber mehr Platz. Er bot auch ein wenig Schutz, wenn es stark regnete. Mit uns bewohnten auch noch andere Leute aus unserem Transport diesen Raum. Der Raum war kahl. Es gab nicht ein Möbelstück. Kein Tisch, kein Stuhl von Betten ganz zu schweigen. Der blanke Fußboden war unsere Lagerstatt.

Nach unserer Ankunft wurde als erstes unser Gepäck nach Wertgegenständen durchsucht. Dann kamen wir alle zur Entlausung. Läusepulver wurde uns mit großen Spritzen in und unter die Kleidung gepustet. So sahen wir eine zeitlang ziemlich bemüllert aus.

Bald hatten wir jeder unseren Platz gefunden und mit unserem Gepäck eingerichtet. Waschgelegenheit und Toiletten waren außerhalb des Hauses. Als Verpflegung gab es ein Stück Brot und mittags eine Kleie- oder Schrotsuppe. Dieses bekamen wir regelmäßig. Kartoffeln gab es keine. Die Küche befand sich auf dem Hof. In großen Kesseln wurde die Suppe zubereitet. Manchmal, wenn ich in die Nähe der Küche kam, haben mir die Köche noch einen kleinen Nachschlag gegeben. Nicht nur mir, auch den anderen, die noch gerne eine Portion mochten.

Unter den Gebäuden waren große Kellerräume, die durch Maueraufbrüche miteinander verbunden waren. Die Räume waren leer. Die Toiletten befanden sich in größeren Holzbuden, die über Gruben standen, in einer Ecke des großen Hofes. Waren diese Gruben gefüllt, wurden sie entleert. Das geschah mit Tankwagen, die dann in die Abflußkanäle entleert wurden. Diese Wagen zu den entsprechenden Gullies zu bringen, war gar nicht so einfach, denn Männer, die diese Wagen schieben konnten, weigerten sich, einige versteckten sich in der Menge. Die Wagen zu bewegen, war nicht so schwer, ihre Räder hatten Gummireifen, aber, wie man sich denken kann, sehr unangenehm. Damit

diese Arbeit für die Gemeinschaft nicht die Frauen alleine machen mußten, wurden die Männer geholt.

Viel Neues konnten wir im Lager nicht erleben. Essen, schlafen, ein bißchen herumstrolchen, mit anderen Jungen sprechen, das war der Alltag. Da wurde es schon interessant, als große Lastwagen auf den Hof gefahren kamen, um Leute abzuholen, die irgendwo in der Stadt arbeiten sollten - oder durften? Ich hatte nicht den Eindruck, daß hier Zwangsarbeit angesagt war. Es waren immer genügend Männer und Frauen da, die auf die Wagen gestiegen sind. Kinder waren eigentlich nicht erwünscht. Aber es sind immer welche mitgefahren, ich auch. Das ging so: Wir warteten bis das Auto abfuhr und sind dann einfach auf den Wagen geklettert. Die Erwachsenen haben uns dabei geholfen. Am Ziel angekommen, hat niemand etwas gesagt. Wir wurden ebenso zur Arbeit eingeteilt, wie alle anderen. Mit dieser Methode ist es uns gelungen, immer zur Arbeit zu kommen. Uns konnte nichts geschehen, denn wir waren registriert.

Die Fahrten führten immer durch das zerstörte Stettin, so bekamen wir einen Eindruck vom Ausmaß der Zerstörung dieser Stadt. An unterschiedlichen Orten kamen wir zum Einsatz. Ich habe es nicht erlebt, daß die Arbeit zu schwer war. Es ging alles einen ganz normalen Gang. Als Standard-Ausrüstung hatte ich immer einen Beutel (Rucksack) und eine große grüne Blechdose mit Bügel aus Draht bei mir. Und das war wichtig, wie sich bald herausstellen sollte. Einmal sind wir zu den Kasernen nach Stettin-Scheune gebracht worden. Hier sollten Kartoffeln sortiert werden, die in Garagen lagerten. Ein älteres Mädchen und ich wurden zunächst in ein Wohnhaus geschickt, in dem wir Reinigungsarbeiten verrichten sollten. Doch bevor wir alle an die uns zugewiesene Arbeit gehen konnten, wurden wir zum Essenfassen in die Kantine einer Kaserne geschickt. Das war eine Überraschung. Es gab eine Suppe mit Gemüse, Kartoffeln und viel Fett darin. Es war das Essen, das auch die Soldaten bekommen hatten. Jeder konnte essen, so viel er mochte. Wer einen Behälter bei sich hatte, bekam diesen gefüllt. Ich hatte die schon erwähnte große Blechdose bei mir. Als die Suppe abgekühlt war, stand sie in der Dose, denn eine dicke Fettschicht hielt sie fest.

Nach dem Festmahl gingen alle an die Arbeit. Das Mädchen und ich zu dem Wohnhaus, das von einem jungen Offizier mit Frau und einem Kind bewohnt wurde. Wir sollten ein bißchen putzen, als erstes im Badezimmer. Aber vor der Arbeit sollten wir erst frühstücken. Wir waren doch schon so satt aber es standen so leckere Sachen auf dem Tisch, was tun? Wir erzählten der jungen Frau von dem ersten Frühstück bei den Soldaten. Da gab sie uns einige Stullen mit ins Lager.

Zum Arbeiten bei dieser Familie kamen wir nicht mehr, denn ein Soldat kam mit der Order: Wir sollten sofort wieder zu den anderen kommen. Arbeiten in Privaträumen von Offizieren waren nicht erlaubt. So kamen auch wir zum Kartoffeln aussammeln. Das hat, zusammen mit all den anderen, richtig Spaß gemacht. Am Abend gab es eine weitere Überraschung: Wir durften, wenn wir konnten, Kartoffeln mitnehmen. Ich konnte, denn ich hatte ja den kleinen Beutel bei mir. Dazu bekamen wir auch noch einen Kopf Weißkohl. Es war kaum zu glauben. Ob das alle bekommen haben, vermag ich allerdings nicht mehr zu sagen. Doch es ging noch weiter. Als wir auf den Lastwagen gestiegen waren, der uns wieder ins Lager bringen sollte, hielt er vor einem Haus, vor dem Soldaten aus einem LKW Brote ausluden. Als sich unser Auto in Bewegung setzte, habe ich zu einem Soldaten mit ein paar polnischen Worten gesagt: - Gib mir bitte Brot-! Daraufhin hat mir der Soldat ein Brot zugeworfen. Ich

kam reich beladen ins Lager zurück. Dieser Tag war ein Festtag. Natürlich wurde auch etwas geteilt. Einen solchen Tag habe ich in diesem Lager nie wieder erlebt. Aber es hat diese Lichtblicke gegeben! Kartoffeln und Kohl wurden im Keller gekocht. Hier hatten wir uns eine kleine Feuerstelle eingerichtet. Ein paar Ziegelsteine genügten, um eine Dose oder Schüssel aufs Feuer stellen zu können. Ein Problem war die Beschaffung von Brennholz, denn wir waren nicht die einzigen, die im Keller einen Feuerchen hatten. In der näheren Umgebung war nichts mehr zu finden. So brachten wir, wenn es möglich war, auch Holz von unseren Arbeitseinsätzen mit. Geling dieses nicht, wurde auch schon mal ein Dachsparren vom Dach ohne Pfannen geholt, um ein Feuer machen zu können. Nicht selten konnte man riechen, was in den Kellern gekocht wurde. Es waren keine Delikatessen es hat uns aber geschmeckt!

Im Lager gab es keine Kartoffeln für uns, so wurde eine Pellkartoffel zu etwas ganz Besonderem. Die polnische Besatzung hat irgendwo im oder neben dem Lager ein paar Schweine gefüttert. Das wußten wir von einem Mädchen aus unserem Raum, das dort arbeitete. Dieses Mädchen brachte eines Abends einige gekochte Kartoffeln aus der Schweinsküche mit und verteilte diese unter uns. Auch ich bekam eine. Den Geschmack dieser Kartoffel habe ich lange nicht vergessen.

Die Fahrten in die Stadt waren für uns wichtig geworden. Wir lernten immer neue Bereiche kennen und manchmal haben wir auch etwas gefunden. Obstbäume zum Beispiel. Einmal bin ich, zusammen mit einem anderen Jungen und einem älteren Mann, der sehr stark war, zu einer Autowerkstatt gebracht worden. Wir sollten aufräumen. Das war nicht schwer und wir hatten Spaß bei der Arbeit. Vor allem der Mann war sehr unterhaltsam.

Bei allen Arbeiten hat uns nie jemand angetrieben, wir waren uns allein überlassen. Ob das bei den anderen Leuten aus dem Lager auch so war, weiß ich nicht.

Es gab natürlich auch sehr unangenehme Dinge. Das waren nicht nur die schon beschriebenen Sanitär- und Wohnverhältnisse, sondern fast zwangsläufig, auch Auseinandersetzungen im Miteinander der vielen Menschen. Ich erinnere mich an einen Zwischenfall mit schlimmen Folgen. Eines Tages wurde beim Entladen der Brote, die für uns im Lager bestimmt waren, ein Brot gestohlen. Als Dieb wurde ein junger Mann (Jugendlicher) etwa 16 Jahre alt gesucht, der mit einer grauen Uniformjacke bekleidet sein sollte und eine deutsche Soldatenmütze trage. So war auch mein späterer Freund Manfred gekleidet. Manfred hatte das Brot nicht gestohlen, es war ein anderer gewesen, der ihm wohl ähnlich sah. Ein Zeuge bezeichnete aber Manfred als den Dieb. Manfred wurde festgenommen, ganz schlimm verprügelt und in einen kleinen Raum gesperrt. Die Prügel, die Haft im dunklen Raum und die erfahrene Ungerechtigkeit haben bei ihm tiefe Spuren hinterlassen. Der Zeuge soll ein Deutscher gewesen sein. Ob es stimmt? Ich habe es nie erfahren.

Schlimm war es im Lager, wenn es regnete. Da wir kein Dach hatten, dauerte es nicht lange, bis die Menschen aus dem obersten Stockwerk nach unten kamen. So wurde es bei uns noch enger. Da das Lager unterhalb der Straße lag, kam das Regenwasser den Hang hinunter und setzte nicht selten den Hof und auch den Keller unter Wasser. Aber wir haben das ja überlebt.

Etwa eine Woche bevor wir das Lager verlassen haben, kam eine internationale Kommission (UNESKO?), um das Lager zu überprüfen, so sagte man. An diesem Tag waren in der Suppe auch einige Kartoffelstückchen.

Sechs Wochen dauerte unser Aufenthalt im Lager Stettin-Frauendorf. Eines Tages, ich glaube es war der 15. Oktober, hieß es: Wir fahren nach Deutschland. So war es. Die paar Sachen, die wir hatten, waren schnell gepackt und wir sammelten uns auf dem Hof zum Abmarsch. So, wie wir gekommen waren, zogen wir jetzt zum Bahnhof, auf dem ein leerer Güterzug für uns bereit stand. Tante Hertas kleinen Sohn, Hartmut, haben wir in einer Sacktasche zum Zug getragen. Wo wir vor sechs Wochen den Zug verlassen hatten, bestiegen wir nun wieder einen Güterwagen. Und wieder wußten wir nicht, wohin unsere Reise gehen würde. Wir hatten keine Ahnung, aber Hoffnungen. Endlich: Heim ins Reich!

Der Zug setzte sich in Bewegung, wir waren wieder unterwegs. Es dauerte nicht lange und wir hatten die Grenze nach Deutschland erreicht und überfahren. Ich habe nicht viel davon bemerkt. Jetzt hieß es: Wir sind in der -russischen Zone-. Was auch immer das war.

Unsere Fahrt ging weiter in Richtung Westdeutschland. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern, aber daß wir durch Schleswig-Holstein fuhren, habe ich an einigen Bahngebäuden lesen können. Mir fiel Heimatkunde im Schulunterricht wieder ein.

Dann waren wir in Lübeck! Hier mußten wir unseren Zug verlassen. Wir wurden in große halbrunde Blechbaracken geführt, die in einem Wald standen. Was für ein Gefühl, wir waren in Westdeutschland, im Reich. In den Baracken gab es Strohlager, kein kahler Fußboden mehr. Dann die Verpflegung: Weißbrot mit Butter und Marmelade. Eine gut schmeckende Suppe. Kann es noch etwas Schöneres geben? Das Märchen vom Schlaraffenland kannte ich. Ein Stückchen davon hatten wir in Lübeck betreten.

Registriert wurden wir hier auch, auch die Entlausungsprozedur unterschied sich nicht von der im Stettiner Lager. Dieses Problem war grenzübergreifend.

Am anderen Morgen hieß wieder: Einsteigen! Wir gerieten in einen Waggon, der hatte ein Postabteil, das war ein geschlossener Raum. Da wir die ersten „Passagiere“ in diesem Wagen waren, haben wir das Postabteil besetzt. Wir waren nach vielen Wochen endlich ein bißchen unter uns. Die Fahrt ging weiter in Richtung Westdeutschland. In die britische Zone, wurde uns gesagt. Wir waren wirklich im Reich.

Von Lübeck sind wir noch einige hundert Kilometer gefahren. Wir kamen durch Städte, die ich nicht kannte, nicht kennen konnte. Wir durchfuhren Landschaften, die heil waren. Manchmal ähnlich aussahen, wie die in Pommern dann wieder ganz anders.

Daß dieses Land nicht nur heil war, sondern auch viele Zerstörungen erfahren hatte, haben wir bemerkt, als wir durch Städte gefahren sind. Ich denke besonders an **Paderborn**. Vom Zug aus sahen wir häufig nur Trümmerberge entlang des Bahndammes. Erst Stolp, dann Stettin, nun Paderborn. Jetzt bekamen wir eine Ahnung von dem, was durch den Bombenkrieg angerichtet worden war.

Und noch andere Eindrücke haben sich mir eingeprägt. Auf dem Bahnhof in Paderborn standen schwarz gekleidete Frauen mit großen weißen Hauben auf dem Kopf. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Bald wurde mir erklärt, wer und was diese Frauen waren. Nonnen eines katholischen Ordens, die als Schwestern in Hilfsorganisationen tätig waren. Zum Beispiel in der Caritas. Wir Kinder

aus Pommern hatten von solchen Dingen keine Ahnung. Auch, was katholisch bedeutet, wußten wir nicht. - Ich nicht! - Das haben wir aber bald gelernt. Lernen müssen.

Kurz hinter Paderborn hielt der Zug auf einem kleinen Bahnhof an. Wir waren in der kleinen Stadt Salzkotten im Kreis Büren, unserem Ziel, angekommen. In meinem Vertriebenenausweis A. steht, daß ich seit dem 17. Oktober 1946 meinen ständigen Aufenthalt in der Bundesrepublik habe.

Auf dem Güterbahnhof hielten Fahrzeuge, mit denen wir in die Orte gebracht wurden, für die wir vorgesehen waren. Unser neues Zuhause?

Unsere Familie, einschließlich Oma (Faust), war für ein Dorf vorgesehen: Boke im Kreis Büren. Mit einem LKW sind wir und andere in das Dorf gebracht worden. Boke lag acht Kilometer von Salzkotten und 16 Kilometer von Paderborn entfernt. Die nächste ganz kleine Stadt war Delbrück/Westf.

Irgendwie rauschte das ganze Geschehen an mir vorbei. Erst später wurde mir bewußt, was alles geschehen war. Ich vermute, das gilt auch für andere Beteiligte.

Nun waren wir im sogenannten Reich und hatten wieder viele Fragen: Wo werden wir wohnen? Wovon sollen wir leben? Was wird überhaupt aus uns werden? Bangen und Hoffen bestimmten auch unsere kindlichen Gefühle. Zu viele Erfahrungen haben wir in den vergangenen Wochen und Monaten machen müssen. Es war alles so neu, so fremd! Haben wir auch ein wenig Freude empfunden? Ich weiß es nicht mehr! Sicherlich aber Neugier.

Und dann waren wir in Boke. Ein kleines Dorf, so erschien es uns zunächst. Doch, wie wir bald erfahren sollten, war es ein Ort, der weit auseinander gezogen lag. Ein Ortskern um die Kirche umgeben von einigen Ortsteilen und Gehöften.

Vor einer Gastwirtschaft, die neben einer alten Kirche aus Feldsteinen stand, hielt der Lastwagen an. Wir waren wieder einmal am Ziel. Ein Saal im ersten Stock eines Gebäudes, das zur Gastwirtschaft Kiffe gehörte, wurde unsere erste Unterkunft in Boke. Wieder ein Gemeinschaftsraum, wieder ein Lager, wenn auch nur ein ganz kleines. Wir konnten aufatmen, denn wir hatten ein Dach überm Kopf, bekamen zu Essen, brauchten keine Angst mehr zu haben und konnten auf Stroh schlafen. Neben unserem vorläufigen Zuhause gab es eine Schule, ein Pastorat, die Wohnung des Küsters, ein weiteres Gebäude, das zur Kirchengemeinde gehörte und einen Bauernhof. Ganz in der Nähe stand eine große Eiche. 1000 (tausend) Jahre alt sollte sie sein. An dieser Eiche war in einiger Höhe eine kleine schwarze Tafel angebracht. Auf dieser stand in weißer Schrift geschrieben: -Fest gewurzelt, stark gewachsen, wie die Landolines Eiche, Boker Volk vom Stamm der Sachsen halte fest am Gottesreiche-. Diese Worte habe ich bis heute behalten. Warum?

Was mir ebenfalls besonders auffiel war, daß die Menschen am Sonntag in die Kirche strömten, um Gottesdienst zu feiern. Wieder eine weitere Erfahrung für einen Jungen aus Hinterpommern.

Als besonders schön habe ich die Fachwerkhäuser empfunden. Auch auf dem Hof in unserer Nachbarschaft standen solche Gebäude. Ich habe mir diese gerne aus der Nähe angesehen. Eines Abends kam der Knecht, so wurden damals die Arbeiter auf den Bauernhöfen genannt, des Bauern mit einer Ladung Wrucken vom Feld. Ich sprach ihn an und fragte, ob er mir eine Wrucke schenken könne? <Was willst du?> Fragte der Mann zurück: <Eine Wrucke,> sagte ich. <Die kenne ich nicht, dieses hier sind Steckrüben,> gab er mir freundlich zur Antwort. Ich bekam eine schöne Steckrübe. Er

war ein netter Kerl und sehr zugänglich. Wir sind uns öfter begegnet. Seit dem Abend weiß ich, daß unsere Wrucken auch Steckrüben sind.

Wie lange wir in diesem Saal wohnen mußten, weiß ich nicht mehr, lange war es nicht. Aber einige Tage schon. Probleme gab es auch hier. Wir hatten Lebensmittelkarten erhalten, die wir nicht besonders aufbewahren konnten, Mäuse haben diese Karten gefunden.....!

Unser kleiner Transport aus Salzkotten nach Boke bestand aus mehreren Familien, die auf ihre Unterbringung gespannt waren. Darunter auch das Ehepaar Behnke mit seinem Sohn Manfred, von dem ich schon erzählt habe. Aus Hebrondamnitz waren wir die einzigen, die nach Boke gebracht worden waren. Unsere Verwandten sind in andere Orte gewiesen worden. Onkel Max mit Familie nach Lichtenau, Tante Minna mit Familie nach Kleinenberg. Tante Erna mit Heidi und Dagmar, Tante Frieda mit Christa und Bärbel, Oma Kosbab und noch weitere mehr, nach Herbram. Alle Orte sind im Kreis Büren gelegen. Sie waren jedoch schwer zu erreichen. Zu der Zeit waren Verkehrsmittel noch Mangelware.

Wir waren in Boke und warteten auf die Zuweisung einer Unterkunft. Nach wochenlangen Lageraufenthalt wollten wir gerne wieder alleine in einer Wohnung sein. Eines Tages hieß es: Sie können umziehen! Oma, Mama und wir vier Kinder bekamen ein (kleines) Zimmer beim Schmied, Herrn Kirchhoff, zugewiesen. Ein Zimmer mit einem Bett und einem Schrank für Ersatzteile war nun unser Zuhause. Wie wir alle in diesem Raum gelebt haben, ist mir bis heute ein Rätsel. Ebenso, wie und wo wir uns gewaschen haben. Herr Kirchhoff lebte mit seinem Bruder in diesem Haus. Vor dem Haus stand die Schmiede. Hier gab es wenigstens etwas zu sehen.

In der Nachbarschaft wohnte Familie Lampe, das waren liebe, nette Menschen. Ein Sohn war Holzschuhmacher. Er baute Holzschuhe, die ich nicht kannte. Solche Holzschuhe waren in dieser Gegend die Fußbekleidung. Gerne habe ich Herrn Lampe zugesehen, wie er aus einem Stück Pappelholz mit einem Beil, Messern und Bohrern solche Schuhe anfertigte.

Ich besaß als einziges Schuhwerk ein Paar Holzpantoffel, das hinten und an den Seiten noch eine Kante aus Leder hatte. Diese Pantoffel hatten keinen Absatz mehr. Er war abgelatscht. Ein Mann aus Ostpreußen hatte mir diese Schuhe in Pommern angefertigt. Das Leder haben wir aus einer alten Aktentasche entnommen. In Boke war nur noch das Leder in Ordnung. Wie gerne hätte ich ein Paar von den westfälischen Holzschuhen gehabt. Ich bekam welche, aber das hat noch gedauert!

In der Wohnung bei der Schmiede sind wir nicht lange geblieben. Sie war einfach zu klein. Wir bekamen eine andere zugewiesen. So hieß es erneut: Packen, Umziehen. Ein junger Mann, er stellte sich als Martin Kößmeier vor, war mit einem Kastenwagen, von zwei Pferden gezogen, vorgefahren. Martin sollte uns abholen. Wir nahmen unsere Habseligkeiten und stiegen auf den Wagen. Unser wieder einmal, neues Zuhause lag gut zwei Kilometer vom Dorf entfernt. -Unter den Eichen- hieß die neue Adresse. Es war ein Bauernhof. Die Straße war etwa drei Kilometer lang. An ihr gab es in ziemlichen Abständen einige Bauernhöfe. Diese lagen gewissermaßen inmitten ihrer Felder von vielen Eichen umgeben. Wir waren dem Bauern Heinrich Griese zugewiesen worden, der mit seiner Schwester Bernhardine (Dina) und seinem Bruder Bernhard auf dem Hof lebte. Alle waren unverheiratet und nicht mehr ganz jung. Mit ihnen lebte Martin als Knecht auf dem Hof.

Für die Grieses war es sicher nicht so einfach, nett zu sein, denn sie hatten schon eine Familie aus Schlesien aufnehmen müssen. Frau Birkner mit ihren Kindern: Inge, Edith, Manfred und Norbert. Inge ging nicht mehr zur Schule. Birkners und wir wohnten in einem Haus im Erdgeschoß nebeneinander, jeweils in einem Zimmer. Über uns wohnte Heinrich. Bernhard und Dina wohnten im alten Fachwerkhaus, in dem auch der Pferde- und Kuhstall war. Das Haus hatte neben den Wohnräumen eine große Küche und einen großen Flur, der gepflastert war. In diesem stand die Wasserpumpe, aus der auch wir Wasser holen konnten, ja mußten.

Das Zimmer, das uns zugewiesen wurde, war 16 qm groß -oder klein- und leer. Wir waren sechs Personen! Sechs Menschen, die zunächst trost- und hilflos waren. Von irgendwo bekamen wir ein paar Hilfsbetten. Bernhard Griese, der netteste der Grieses, brachte uns einen Tisch. Fertigte zwei Bänke für uns und brachte einen Ofen ins Zimmer. In diesem konnten wir in einer recht großen Röhre kochen. Einen solchen Ofen kannte ich nicht. Er war aus Eisen gefertigt und etwa 150 cm hoch.

Wer mit wem in welchem Bett geschlafen hat, erinnere ich nicht mehr. Gewaschen haben wir uns in einer großen, tiefen Emailblechschüssel, die wir in Stettin in einer Ruine gefunden hatten. Diese Schüssel war ein bißchen angebrannt, ein wenig bestoßen und zerbeult, also gar nicht mehr schön, aber unentbehrlich für eine lange Zeit. Sie war unser Vielzweckgerät.

Es dauerte nicht lange, da hatten wir Kinder uns eingelebt. Die Nachbarschaft war schnell erkundigt und Bekanntschaften mit anderen Kindern gemacht. Zwei große Bauernhöfe lagen in unmittelbarer Nachbarschaft. Links von uns der Hof des Bauern Josef Schmidt, mit 300 Morgen der größte Hof des Dorfes. Rechts von uns lag der Hof von Alex Ridder, auch ein stattliches Anwesen. Während das große Wohn- und Stallgebäude von Bauer Schmidt ein schönes 300 Jahre altes Haus war, war Ridders Wohnhaus eine Villa. Die Höfe waren alle von Feldern, Wiesen und kleinen Gehölzen (Wäldchen) umgeben. Nicht weit von uns floß die Lippe. Ein kleiner Fluß, der aber sehr viel Wasser in seinem tiefliegenden Bett führen konnte.

Kinder gab es genug, mit denen wir spielen konnten. Bauer Schmidt hatte zwei Kinder: Antonia (Tona) und Hans-Joachim. Beide waren einige Jahre jünger als ich. Ridders hatten vier Kinder: Hubert, Renate, Alfons und Alexander. Auch diese waren etwas jünger als ich. Auf beiden Höfen lebten Familien aus Schlesien. Bei Schmidts wohnte Familie Klein mit fünf Kindern. Bei Ridders die Familien Klose und Zimmer mit zusammen sechs Kindern. Langeweile kannte ich nicht.

Und dann hieß es: Zur Schule gehen! Sehr lange Zeit hatte ich keinen Unterricht mehr gehabt. Nun sollte ich eine Wiedereinschulung erleben. Wie ich schon gesagt habe, lag die Schule im Dorf neben der Kirche. Drei Kilometer hin und drei zurück, war nun mein tägliches Pensum. Andere Mitschüler mußten einen noch weiteren Weg gehen. Ich war nicht alleine unterwegs. Der Schulleiter setzte mich ins 5. Schuljahr. Frau Beisler war unsere Lehrerin. Wie in Pommern, wurden auch hier mehrere Jahrgänge in einem Raum gleichzeitig unterrichtet. Bei schlechtem Wetter und im Winter war der lange Schulweg schon lästig. Zumal wir Vertriebenen alle keine richtige Kleidung und kein ordentliches Schuhzeug hatten. Die Holzsohlen meiner Schuhe waren fast bis zur Hälfte abgelaufen. Zu Essen hatten wir wenig. In der Schule gab es ein wenig Schulspeisung, aber zu Hause war unser Essen doch recht karg. Mama kochte kleine Klöße aus Kartoffeln nur in Wasser, manchmal mit ein

bißchen Milch darin. Wir konnten uns satt essen. Ich sehe uns noch am Tisch sitzen und schwitzend diese Wasserklöße essen.

In Paderborn, Neuhaus und in Sennelager lag englisches Militär. Einige deutsche Männer hatten dort Arbeit bekommen. Diese Männer wurden mit Militärlastwagen zur Arbeit abgeholt. Auch aus unserer Nachbarschaft. Kamen die Autos gerade dann, wenn wir auf dem Schulweg waren, hielten die Fahrer an und ließen uns aufsteigen. Leider war dies nicht jeden Tag der Fall.

Im Oktober waren wir nach Boke gekommen. Bald kam der Winter. !946/47 war ein strenger Winter, es gab viel Frost, aber keinen Schnee. Darüber waren wir doch sehr enttäuscht. Einen Winter ohne Schnee kannten wir nicht. Die Enttäuschung steigerte sich noch, als das Weihnachtsfest schneelos war.

Inzwischen hatte ich ein Paar westfälische Holzschuhe. Die hielten meine Füße warm. Die einheimischen Kinder zeigten uns, wie man aus diesen Holzschuhen Schlittschuhe machen kann. Einfach zwei dicke Drähte unter die Sohlen nageln, vorne unter der Spitze einen gekürzten Hufnagel setzen, fertig. Mit solchen Schlittschuhen konnte ich sogar laufen.

Das erste Weihnachtsfest in Westdeutschland. Wir durften uns eine kleine Fichte aus dem Wäldchen holen. Dieses Bäumchen haben wir mit Staniolstreifen geschmückt, die die feindlichen Flugzeuge während des Krieges abgeworfen hatten. Das Zeug lag in fast jedem Acker und wurde durch das Flügen nach oben gefördert. Als Kerzen diente uns Kienspan, den wir aber in der Hand behielten. Es gab im Dorf eine -Flüchtlings- und Vertriebenenorganisation-. Diese hatte eine Weihnachtsfeier im Gasthaus Pamme vorbereitet und gestaltet. Die war sehr schön. Wir Kinder bekamen einen sogenannten -Stutenkerl-. Fast 30 Zentimeter groß. Seine Augen und Knöpfe waren Rosinen. Es war ein Fest. Lieder wurden gesungen, Texte verlesen oder aufgesagt und der Weihnachtsmann war auch da. Den Weihnachtsmann kannte man in Boke nicht, dort kam Weihnachten das Christkind und am 6. Dezember der Nikolaus mit seinem Knecht Ruprecht.

Auch im Jahr 1947 war die Beschaffung von Nahrungsmitteln immer noch schwierig, besonders in den Städten. Es sei denn, man hatte teure Sachen, die man zum Tausch gegen Lebensmittel anbieten konnte. Solche Dinge hatten wir nicht, auch nicht Tante Irmgard und Onkel Heinz, die in Hamm wohnten. Sie kamen mit dem Zug bis Salzkotten, von dort zu Fuß nach Boke, um hier Kartoffeln stoppeln zu können. Auf einem Kinderwagen wurden diese dann 12 Kilometer nach Salzkotten zum Bahnhof geschoben.

Beschwerlich war es für uns auch, Brot zu beschaffen. Ich mußte sieben Kilometer nach Thüle gehen, um vom Bäcker ein großes Maisbrot zu holen. Auf dem Rückweg (7 km) durfte ich davon ein Stückchen essen. Meistens bin ich gleich nach der Schule zum Bäcker gegangen. Auf dem Wege dorthin gab es in Boke einen Laden, Gröpper, hier haben wir manchmal eine Kleinigkeit gekauft. Bleistifte usw. An einem Tag, als ich dort etwas kaufen wollte, war Edith Birkner bei mir. Herr Gröpper gab uns einen Teller Suppe, den er noch hatte, und zwei Löffel. Edith und ich haben die Suppe zusammen ausgelöffelt. Solche Erlebnisse vergißt man nicht. Ich habe diese Sätze im April 2001

geschrieben. Irgendwie sind wir immer mehr oder weniger satt geworden. Vor allem, weil Mama zeitweilig bei Bauer Ridder für ein paar Kartoffeln und einige Liter Milch gearbeitet hat.

Ich hatte mir einen Kaninchenstall mit zwei Buchten gebaut und darin zwei schöne Kaninchen gehalten. Als diese schlachtreif waren, sind sie mir gestohlen worden. Die Diebe waren sicherlich nicht unter den Bauern zu suchen!

Auf Grieses Hof stand unter anderem auch ein alter Schuppen, es schien, als habe er vor langen Zeiten auch als Backhaus gedient. Hier konnten wir unser Brennholz lagern. Im oberen Teil habe ich alte Fahrradteile aufgehoben, um vielleicht eines Tages ein Fahrrad zu haben.

Wir wohnten immer noch im selben Zimmer. Aber Oma ist irgendwann ausgezogen. Für sie hatte ein Gastwirt, der auch eine ganz kleine Landwirtschaft betrieb, in einer Wagenremise einen kleinen Raum gebaut, es war ein Raum ohne alles. Dort ist Oma eingezogen und wohnte nun einen Kilometer von uns entfernt. Wir haben sie mit Brennholz und allem Nötigen versorgt. In unserem Zimmer hatten wir nun etwas mehr Platz.

Gleich zu Anfang unseres Daseins in Boke bin ich auch mal Kartoffeln betteln gegangen. Das war nicht schön! In der Nähe unseres Zuhauses mochte ich das nicht tun, darum bin ich weiter entfernt zu den Bauern gegangen. Bei einem Bauern im Dorf lagen viele Zentner Kartoffeln auf der Deele. Auf mein Bitten sagte die Bäuerin zum Knecht: <Gib dem Jungen ein paar Kartoffel.> Der Knecht füllte meine Sacktasche voll. Ich war dankbar, hatte aber einen langen Weg schwer zu tragen. Später durften wir auf den Feldern in unserer Nähe Kartoffeln stoppeln. So hatten wir wenigstens einen kleinen Vorrat.

1947 wurde ich in der Schule versetzt. Vom fünften gleich ins siebente Schuljahr. Nicht, weil ich so gut war, sondern man versuchte so die fehlenden Unterrichtszeiten auszugleichen. Ob das gelungen ist, wage ich zu bezweifeln. Ab jetzt hatte ich Herrn Hönekop als Lehrer. Diesen Mann habe ich in guter und schlechter Erinnerung. Zunächst die gute: Herr Hönekop hatte organisiert, daß wir Flüchtlingskinder -so sind wir genannt worden- uns von einem Bauern jeden Tag ein Butterbrot-(Stulle) abholen konnten. Das ging so: Jeder von uns war einem Bauern zugeteilt worden, dessen Kind mit uns in einer Klasse war. Ich bin einen Kilometer gegangen, um von der Familie Kampmeier ein gut belegtes -Butterbrot- zu holen. Später ist diese gute Sache so geregelt worden, daß die Bauernkinder Stullen mit in die Schule brachten, sie verpackt auf einen Tisch legten, von dem wir uns dann in der Pause jeder ein Päckchen nehmen durften. Das war besser. Ich kam mir jetzt nicht mehr wie ein Bettler vor.

Nun eine weniger gute Erinnerung: Im Sportunterricht wurde nur Fußball gespielt Die beiden Mannschaften wurden gewählt. Ich gehörte zu den Nichtgewählten. So durfte ich in der Sportstunde des Lehrers Fahrrad putzen und bekam dafür eine zwei (2) im Fach: Sport, ins Zeugnis.

Weniger schön war auch dieses: Ich konnte einmal eine Rechenaufgabe nicht lösen. Anstatt mir die Aufgabe zu erklären, gab mir der Lehrer eine Ohrfeige. Das war wohl so üblich.

Aber gekränkt hat mich eine andere Sache. Wir hatten doch noch immer kaum etwas Anzuziehen. Ich hatte damals eine graue Jacke, die ich zur Schule anzog. An dieser Jacke fehlte ein Knopf. Herr Hönekop zeigte morgens in der Klasse auf meine Jacke und sagte etwa so: Da fehlt ein Knopf, sage deiner Mutter, sie soll einen annähen. Ich schämte mich und war wütend. Meiner Mutter erzählte ich, was der Lehrer gesagt hatte. Mama sagte zu mir: Ich weiß, daß da ein Knopf fehlt, aber ich habe keinen Faden um ihn annähen zu können. Am nächsten Morgen war der Knopf an der Jacke. Fünfzig (50) Jahre später hat Mama mir erzählt, wie sie den Knopf angenäht hat. Sie hatte Martin (den Knecht) nach einem Nähfaden gefragt. Der hatte auch keinen, aber Martin hat einen Faden besorgt. Er ist in den Pferdestall gegangen und hat einem Pferd ein Haar aus der Mähne geschnitten. Mit diesem Haar nähte unsere Mutter einen Knopf an meine Jacke.

In der Schule wurde katholischer Religionsunterricht erteilt. An diesem brauchten wir evangelischen Schüler nicht teilzunehmen, es sei denn, wir wollten es. Nach einiger Zeit hat unser evangelischer Pastor, Herr Neß, mit Herrn Hönekop eine Absprache getroffen. Danach haben wir am katholischen Unterricht teilgenommen, aber wir hatten unsere <Biblische Geschichten > und lernten nach dem - Lutherischen Katechismus-. Das war gut.

In meiner freien Zeit war ich meistens unterwegs. Ich bin gerne zu Bauer Schmidt gegangen. Er war ein netter Mann, der nicht nur Bauer war, sondern auch alles konnte, was an technischem Können auf einem Bauernhof nötig war. Er hat einmal zu mir gesagt, daß er auch gerne Ingenieur geworden wäre. Auf seinem Hof hatte er Maschinen, die nicht jeder hatte. Besonders hat mir der große -Lanz Bulldog- mit 35 PS gefallen. Herr Schmidt hatte einen Dreschkasten, einen besonderen Heuwender, einen großen Elektromotor und natürlich einen Selbstbinder zum Getreide mähen. Auf dem Boden des neu erbauten Kuhstalls war eine besondere Vorrichtung zum Heuabladen - eine sogenannte -Laufkatze-. Neben der Futterküche für die Schweine stand in einem besonderen Raum eine Schrotmaschine. In einer kleinen Schmiede war alles vorhanden, was gebraucht wurde, um Schäden reparieren zu können. Herr Schmidt machte alles, nur die Pferde mußte der Schmied beschlagen. Am liebsten wäre ich damals Landmaschinenschlosser geworden. In der Fabrik Kleine in Salzkotten hätte ich wahrscheinlich eine Lehrstelle bekommen. Aber 12 Kilometer hin und 12 zurück, wären für mich kleinen Kerl einfach zu anstrengend gewesen.

Ein anderes Kapitel: Ich mußte, und wollte, zum Konfirmandenunterricht. Dieser wurde in der Schule in Delbrück erteilt. Pastor Neß begnügte sich aber mit einem Jahr Unterricht. Einmal in der Woche mußte ich nach Delbrück zum Unterricht gehen. Das waren jedesmal hin und zurück 14 Kilometer, zu Fuß! Ich bin dann gleich von der Schule aus nach Delbrück gegangen. Dort habe ich mir aus der Konditorei Bröckling für zwanzig Pfennig Schweineöhrchen geholt. Damals wollte ich gern Bäcker werden.

Ab und zu hat uns auch unsere Gemeindehelferin, Fräulein Ruth Wallor, Unterricht erteilt. Sie ist auch schon mal mit dem Fahrrad nach Boke gekommen, um uns den Weg nach Delbrück zu ersparen. Am 18. März 1948 wurde ich durch Pastor Neß in der katholischen Pfarrkirche in Delbrück eingesegnet, wie wir damals sagten. Darüber später mehr. Jetzt möchte ich eine andere Geschichte erzählen.

Bei Bauer Schmidt wurden Bäume gefällt. Ein Stück weg vom Hof hatte er einen kleinen Wald. Hier waren die Männer bei der Arbeit. Natürlich sind wir nach der Schule zum Wald gegangen, um bei der Arbeit zuzuschauen. Nun passierte es immer wieder, daß gefällte Bäume sich in den Kronen anderer verfangen. Dann kletterte einer von uns Jungen in einen Baum, um ein Seil an den gefällten Stamm zu binden, an dem dann der Trecker den Baum frei ziehen konnte. Als wieder einmal ein Baum falsch gefallen war, bin ich geklettert. Als ich das Seil am gefällten Stamm befestigt hatte, wollte ich hinunter steigen - da war ich schon unten! Etwa fünf Meter hoch war die Fichte, von der ich gefallen war. Unten hat mich ein Mann -Andreas- aufgefangen. Ein fürchterlicher Schmerz in meiner linken Hand ließ mich nichts anderes erkennen, als die vom Seil zerstörte Hand. Ich hatte das Seil während des Falls nicht losgelassen. Erst als mein Bruder Herbert rief: Klaus du blutest, bemerkte ich eine große Wunde unter meinem rechten Arm (Achsel) und ein paar blutige Schrammen auf meinem Bauch. Diese schmerzten kaum. Die Wunde unterm Arm blutete heftig.

Schnell bin ich mit Herbert nach Hause gelaufen. Als Mama die Bescherung sah sagte sie: Bei Kiffe in Boke hat heute ein Arzt Sprechstunde, da müssen wir sofort hin. Drei Kilometer zu Fuß. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Dr. Schmittmann sah sich meine Wunden an und sagt: Du musst nach Delbrück kommen, die Wunden müssen im Krankenhaus versorgt werden. Eine Ärztin, die Dr. Schmittmann begleitete, hat mich ebenfalls untersucht. Mit dem Auto des Arztes sind wir zum Krankenhaus gefahren. Während der Behandlung unter örtlicher Betäubung, erklärte mir die Ärztin, daß sie die Wunde unter dem Arm nähen müsse. Nach der Versorgung war mein rechter Arm mit einer Binde am Körper befestigt, die linke Hand mit einem großen Verband versehen und auf dem Bauch hatte ich einige Pflaster. Die Schmerzen in der Hand waren ziemlich schlimm. Eine Nacht mußte ich im Krankenhaus bleiben. Ich konnte aber kaum schlafen. Mein Bett stand im Verbandszimmer, an dieses grenzte die Krankenhauskapelle. Hier hielten die Nonnen, die das Krankenhaus führten, nachts ihre Gebetsstunden. Ich habe sie sehr lange gehört.

Als ich ein bestimmtes Örtchen aufsuchen mußte, kam ich in Schwierigkeiten, denn ich konnte wegen meiner Verbände nur unter größten Mühen Schlimmes verhindern. Am anderen Morgen um 9.00Uhr holte meine Mutter mich wieder nach Hause. Wochenlang hat die Heilung der Wunden gedauert. Ich mußte während dieser Zeit immer nach Delbrück zum Arzt, um die Wunden versorgen zu lassen. Als sie nicht mehr schmerzten und sich auf dem Wege der Besserung befanden, bin ich wieder zur Schule gegangen, ich konnte aber nicht schreiben und keine Tasche tragen. Diesen Sturz mit all seinen Folgen habe ich nicht vergessen.

Ein schönes Erlebnis während meiner Schulzeit in Boke war ein Zirkusbesuch der ganzen Klasse. Mit einem Trecker (oder war es ein Lastauto?) sind wir nach Paderborn gefahren. Während der Fahrt haben wir die Lieder gesungen, die wir im Musikunterricht gelernt hatten. Das war schön. Der Zirkus war ein Erlebnis, nicht nur für mich, denn 1947 war so eine Veranstaltung fast noch eine Sensation.

Meine Konfirmation am 18. März 1948:

Wie es damals üblich war, mußten wir vor der Konfirmation eine Prüfung über das, was wir gelernt (oder nicht gelernt) hatten ablegen. Unsere Prüfung fand an einem Sonntag im -Jugendheim- in Delbrück statt. Wir waren eine recht große Gruppe, denn es waren einige ältere Jungen unter uns, die

sich konfirmieren lassen wollten. Herr Pastor Neß stellte seine Fragen und hoffte auf unsere richtigen Antworten. Aufgeregt war ich schon und nicht sicher, ob ich die richtigen Antworten geben könnte. Für mich waren die Erklärungen zum Glaubensbekenntnis immer recht störrisch gewesen. Pastor Neß stellte mir nur eine Frage. Meine Antwort war die richtige.

Dann kam der große Tag. Der Konfirmationsgottesdienst hat an einem Donnerstag statt gefunden, wohl, weil die katholische Kirche sonntags besetzt war. Daß wir diese Kirche zur Verfügung gestellt bekommen hatten, war schon etwas Besonderes.

Auch in der Familie hatten wir Probleme. Was sollte ich anziehen? Eine Lösung wurde gefunden. Hier muß ich erklären, daß ich zu dem Zeitpunkt 154 cm klein war und 42 kg gewogen habe. Das Kleidungsproblem konnte gelöst werden: Manfred Behnke hatte mir für diesen Tag eine Frackhose seines Großvaters geliehen. Von Onkel Heinz (Hamm) bekam ich eine Jacke (leihweise). Ich weiß nicht, wie ich so gekleidet, ausgesehen habe.

Zum Gottesdienst nach Delbrück konnten wir von Boke aus mit dem Bus fahren. Die drei Kilometer bis zur Haltestelle, mußten wir zu Fuß gehen.

Vom Gottesdienst habe ich kaum etwas behalten. Doch, daß Günter Mohring (er stammte aus der Nähe von Kolberg/Pommern) und ich nebeneinander knieten, habe ich nicht vergessen. Frau Mattheus hat auf der großen Orgel gespielt und ich meine, ein kleiner Chor hat auch gesungen. Als wir nach dem Gottesdienst die Kirche verlassen haben, weinten viele, die uns begleitet hatten.

Der Text aus dem Buch des Propheten Micha 6,8, den Pastor Neß mir als Konfirmationsspruch (Denkspruch) gegeben hat lautet:

-Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr
von dir fordert: nämlich Gottes Wort halten und Liebe
üben und demütig sein vor deinem Gott-

Zu Fuß sind wir wieder nach Hause gegangen. Tante Irmgard und Onkel Heinz waren bei uns. In unserem Zimmer stand ein Blumenstrauß auf dem Tisch, daneben lag eine Karte, auf diese hatte Manfred Behnke für mich eine Blume gemalt. An weitere Geschenke kann ich mich nicht erinnern. Das war vor 53 Jahren.

Die Entlassung aus der Schule stand mir jetzt bevor. In der letzten Zeit wurde mit uns darüber gesprochen, was wir nach Beendigung unserer Schulzeit tun möchten oder tun würden. Zu dieser Zeit wäre ich gerne Autoschlosser geworden. Ein Berufsberater des Arbeitsamtes kam in unsere Schule, um uns bei der Berufsfindung zu beraten. Unter anderem legte er mir ein paar runde Scheiben aus Pappe vor, die mit vielen farblich unterschiedlichen Punkten bedruckt waren. Aus diesem Gemisch sollte ich eine bestimmte Zahl erkennen. Das konnte ich nicht so gut. Der Berater bescheinigte mir daraufhin, eine leichte Grün-Braun-Schwäche zu haben. Autoschlosser solle ich besser nicht werden, da ich grün und braun nicht so gut unterscheiden kann. Er hat mir aber nicht gesagt, zu welchem Beruf er mir raten könne.

Am 20 März 1948 bin ich aus meiner Schulpflicht entlassen worden. So steht es auf meinem Entlassungszeugnis. Da steht auch: Betragen: -sehr gut- Na denn.

Mit Bauer Schmidt hatte ich abgemacht, daß ich ab 1. April 1948 für ein Jahr bei ihm auf dem Hof arbeiten könne. Pünktlich war ich bei ihm auf dem Hof. Ein neuer Lebensabschnitt hatte für mich auf

einem Bauernhof begonnen. Dreizehn Jahre alt war ich, als ich meine Arbeit als jüngster Knecht auf dem Hof begonnen habe. (Ich bin 1940 mit fünf Jahren eingeschult worden) Bald wurde ich von den anderen auf dem Hof Pikkolo genannt. Ganz kurz einfach: Pikko. Auf dem Hof lebte das Ehepaar Schmidt mit seinen Kindern und Herrn Schmidts Vater. Ein alter großer schlanker Mann mit einem imposanten Schnurbart. Wir nannten ihn unter uns respektvoll: Mackensen- nach dem preußischen Generalfeldmarschall.

Weiter lebten auf dem Hof: Die Familie Klein -fünf Kinder- aus Schlesien Herr Klein kam aus französischer Gefangenschaft, von Beruf war er Bauer, und wurde verantwortlich für alles, was mit Pferden zu tun hatte.

Andreas, ein ehemaliger Soldat. Ein toller Kumpel. (Kollege), der im Ruhrgebiet zu Hause war. Maria, ein nettes Mädchen aus dem Rheinland vielleicht 22-24 Jahre alt. Hin und wieder kamen auch noch einige andere Mitarbeiter zur Hilfe. Frau Klein hatte das Regiment im Kuhstall. Im Haushalt war noch eine Praktikantin, Franziska, angestellt. Diese war sicher auch schon um die zwanzig Jahre alt. Meine Aufgabe wurde das Ausmisten des Schweinestalles. Wir alle zusammen machten natürlich die Arbeiten, die es auf dem Hof, den Feldern und Weiden zu tun gab

Wie es damals üblich war, gab es auf dem Hof die Tiere, die einen richtigen bäuerlichen Viehbestand ausmachten. Das waren vier Pferde, darunter ein großes Pony und ein Zuchthengst. Wohl zwanzig Milchkühe mit entsprechendem Jungviehbestand. Ein Zuchtbulle gehörte auch zur Herde. Eine Menge Schweine, darunter natürlich ein Zuchteber, hatte ich auszumisten. Eine große Anzahl Federvieh führte ein Eigenleben.

Ich bekam eine eigene Kammer. Zu dieser führte eine kurze, steile Treppe aus dem Pferdestall. Wohnbereich, Pferdestall und andere Räume befanden sich alle unter einem Dach. Geprägt wurde das ganze von einer großen Diele, deren Eingang durch einen aus Eichenholz gefertigten und mit Schnitzereien versehenen Torrahmen besonders schön war.

In meiner Kammer stand ein großes Bett, ein Stuhl, ein großer Schrank und auf einem Schemel eine Waschschüssel.. Damit war der Raum ausgefüllt Ein kleines Fenster ließ Licht und Luft herein. Eine Heizung gab es nicht, aber die Kammer war von drei Seiten umbaut und die Pferde gaben auch Wärme ab. So schlicht und einfach alles war, für mich war es eine tolle Sache. Ich hatte ein eigenes Zimmer mit einem großen Bett ganz für mich alleine. Und ich hatte immer zu Essen. Für Mama war ich endlich eine Entlastung. Sie hatte in ihrem Zimmer mehr Platz und einen Esser weniger.

Gegessen haben wir Landarbeiter alle zusammen in der sogenannten Gesindestube. Franziska hatte ihren Platz bei Familie Schmidt. Es gab ein ordentliches Essen nicht sehr abwechslungsreich, doch für mich war es das beste und leckerste. Fast zu jeder Mahlzeit gab es ein Stück Speck. Richtigen fetten Speck. Den konnte ich gar nicht immer aufessen. So konnte ich immer Mama ein paar Stücke von meinen -gesammelten Werken- abgeben. Freitags gab es immer Fisch. Das war in katholischen Familien Gesetz, kein schlechtes, bekamen wir dadurch doch eine größere Abwechslung in der Speisenfolge .

Als Brotbelag gab es meistens Wurst. Eine Wurstsorte wurde von manchen unter uns –Zementwurst- genannt. Sie war so hart. Andreas meinte immer, für diese Wurst sei mehr Mehl als Fleisch verarbeitet worden. Da sie gut gewürzt war, schmeckte sie gut. Von den Bauern wurde dieses Erzeugnis Leberwurst genannt. Ich kam mir bei Schmitz auf dem Hof schon wie in einer anderen Welt vor! Von

einem Tag zum anderen war für mich fast alles anders, besser, geworden. Außerdem verdiente ich 15.- Mark im Monat.

Natürlich machte mir nicht jede Arbeit Spaß. Am liebsten habe ich mit dem Trecker und den Maschinen gearbeitet. Auch mit dem Pony war ich gerne auf dem Feld, z.B., wenn das frisch gesäte Korn eingeeggt werden mußte. Meine regelmäßige, tägliche Hauptaufgabe war das Ausmisten des Schweinestalles, ich habe es schon erzählt. Kühe melken brauchte ich nicht. Aber das Futter für Schweine und Rinder vorzubereiten, war manchmal Teil meiner Arbeit. Für die Schweine wurden Kartoffeln im großen Kessel gekocht und Korn durch die Maschine zu Schrot gemahlen. Kühe gefüttert habe ich auch, wenn kein anderer Zeit hatte.

Ansonsten wurde die Arbeit getan, die, jahreszeitlich bedingt, zu tun war. Acker vorbereiten. Saat in die Erde bringen. Heu und Getreide ernten Später Kartoffeln und Rüben. Bei aller Arbeit, unterschiedlichen Begabungen und Temperamenten, habe ich nie einen Streit unter uns erlebt, wohl aber ein paar Streiche.

Einige Höhepunkte hat es für mich, auch im Alltag, schon gegeben. Schöne und weniger schöne. An einen erinnere ich mich gerne: Herr Schmidt hatte einige Morgen Hanf angebaut Dieser wurde nach der Ernte in einem Betrieb in Bielefeld verarbeitet. Der Tarnsport des Hanfes nach Bielefeld war ein solches Ereignis. Der Hanf wurde auf zwei Anhängern geladen und mit Seilen gut verschnürt, damit die Ladung während der langen Fahrt nicht verrutschen konnte. Nachts um 2.00 Uhr sind Herr Schmidt, seine Frau und ich aufgestanden. Den Bulldog für die Fahrt bereit zu machen, war meine Aufgabe. Um den Trecker starten zu können, mußte der Glühkolben angeheizt werden. Ich nahm die –Lampe-, pumpte genügend Luft in den kleinen Benzinbehälter und ließ etwas Benzin in die kleine Pfanne laufen, die unterhalb der Düse für diesen Zweck angebracht war. Damit das klappte, mußte ich mit der linken Hand den Brenner oben abdecken, so daß das austretende Benzin von dort in die Pfanne fallen konnte. Dies hört sich kompliziert an, ist es aber nicht. Nur Frau Schmidt war ein wenig voreilig. Als ich meine Hand, von Benzin bespritzt, noch auf der Lampe hatte, zündete sie ein Streichholz an. Meine Hand brannte sofort wie eine Fackel. Doch direkt neben mir stand ein mit Wasser gefüllter Steintrog. Ich steckte meinen Arm sofort ins Wasser und das Feuer erlosch, bevor ich überhaupt einen Schmerz verspürte. Mir war nichts geschehen, aber einen kleinen Schreck hatte ich schon bekommen. Die Fahrt ging los. Wir hatten etwa 40 km bis Bielefeld zu fahren. Der Bulldog blubberte gleichmäßig vor sich hin. Schnell konnten wir nicht fahren, so daß ich unterwegs doch einige Ortschaften sehen konnte, die ich nicht kannte. In Bielefeld war ich auch noch nie gewesen. Mir hat es Spaß gemacht, in der Nacht durch Delbrück zu donnern. Bei der Fahrt durch die engen Straßen und einen kleinen Berg hinauf, haben wir eine Menge Krach gemacht und sicher einige Leute aufgeweckt.

Spaß machte mir auch die Getreideernte. Das Mähen des Getreides mit den Maschinen war eine Arbeit, die ich mochte. Herr Schmidt hat den Bulldog gefahren und ich habe auf dem –Selbstbinder- gesessen und diesen bedient. Schon während des Mähens haben die Kollegen begonnen, die Garben zu Hocken zu stellen. Gedroschen wurde im Winter in der Scheune.

Auch in der Kartoffelernte kamen gute Maschinen zum Einsatz. Herr Schmidt hatte einen sogenannten Vorratsroder. Dieser arbeitete so, daß die gerodeten Kartoffeln nicht durch die folgenden Rodungen mit Erde bedeckt werden konnten.

Weniger Freude machte mir die Arbeit in und mit den Rüben. Zunächst mußten diese kurz nach der Aussaat verzogen und gehackt werden. Die Reihen auf den Feldern wurden mit der Zeit immer länger. Vor allem das Verziehen habe ich in unguter Erinnerung. Auch die Ernte war eine schwere Arbeit. Wir mußten die Rüben mit den Händen aus dem Boden ziehen. Oft waren die Temperaturen schon sehr niedrig, so daß die Hände bald schmerzten. Die Rüben wurden in Mieten gelagert und bei Bedarf in den Kuhstall gebracht.

In einer Schule mußte ich später einmal einen Aufsatz zum Thema: -Herbst- schreiben. Der alte Deutschlehrer aus der Stadt, war mit meinem Aufsatz gar nicht einverstanden. Er hatte sich einen Text erhofft, in dem der Herbst als ein farbenprächtiger Monat in all seiner Schönheit, beschrieben wird. Ich hatte von kalten, schmerzenden Händen in der Rübenernte geschrieben. Frevel!

Kurz vor der Ernte haben wir Rübenblätter als Futter für die Schweine vom Acker geholt. Rübenblättern wurde das genannt. So habe ich einmal den Auftrag bekommen, eine Fuhre Blätter zu holen. Ich spannte das Pony vor eine zweirädigere Kippkarre und bin zum Rübenfeld gefahren, das ein Stück vom Hof entfernt, an der -Lippe- lag, deren Ufer durch eine einige Meter hohe (oder tiefe) Böschung begrenzt war. Am Rand dieses Ufers stellte ich das Gespann ab. Die Leine (Zügel) des Ponys habe ich an das Rad der Karre gebunden. Nachdem ich einige Blätter gepflückt hatte, schaute ich zum Wagen und sah, wie das Pony rückwärts ging. Immer weiter rückwärts ging. Die Leine im Wagenrad zog natürlich immer strammer an. Pferd und Wagen waren schon am Rand der Böschung angekommen, sie drohten rückwärts in den Fluß zu fahren. Ich glaube, daß ich gut laufen konnte, aber so schnell bin ich sicher noch nie gelaufen, wie in dieser Situation. Ganz schnell war ich beim Pony, ganz schnell hatte ich mein Taschenmesser in der Hand, ein Schnitt durch die Leine und das Pony konnte wieder stehen und die noch unbeladene Karre halten. Das Pony und ich waren gerettet.

Als ich danach auf den Hof kam und ausspannen wollte, kam Großvater Schmidt (Mackensen), sah sich die Leine an und fragte mich: „Was war denn los?“ Ich erzählte ihm alles. Er hat nur den Kopf geschüttelt.

Ich habe aus diesem -Geschehen- gelernt: Nie wieder habe ich eine Pferdeleine an ein Wagenrad gebunden.

Ich habe mich bei den Schmidts wohl gefühlt. Neben den alltäglichen Dingen gab es auch wieder etwas, was nicht selbstverständlich war. So haben wir Kinder, ich war aber schon bei Schmidts, ein Kinderschützenfest organisiert Vorbild war das große Schützenfest in Boke. Wir hatten alles: Eine Königin, einen König, der war ich, Ritter und Hofdamen, eben alles, was zu einem Schützenfest gehörte. Auf einem Foto sind wir alle verewigt. Die weiße Hose, die ich getragen habe, war eine Schlafanzughose meiner Oma.

Tona und Joachim hatten von ihren Eltern ein gebrauchtes, kleines (Kinder) Herrenfahrrad bekommen. Mit diesem konnte ich auch noch fahren. An einem Sonntag als Schmidts zum

Gottesdienst waren, durfte ich mit diesem Fahrrad auf dem Hof fahren. Bei einer dieser Fahrten saß Tona vorne auf der Stange. Nach kurzer Fahrt sind wir gestürzt, die Gabel war gebrochen. Mir war nichts geschehen, aber Tona war aufs Gesicht gefallen. Zwei Schneidezähne im Oberkiefer waren abgebrochen. Es war schlimm! Ich war mir keiner Schuld bewußt und doch hatte ich ein schlechtes Gewissen und Angst vor der Begegnung mit Tonas Eltern. Diese waren natürlich sehr erschrocken, sie haben mir aber keine Vorwürfe gemacht. Herr Schmidt hatte sich das Rad genauer angesehen und festgestellt, daß die Gabel schon einmal gebrochen gewesen sein muß. Von diesem Bruch hatte ihm der Vorbesitzer nichts gesagt.

Herr Schmidt besaß ein kleines Motorrad, eine 98 ziger NSU Quick. Mit diesem Motorrad durfte ich ab und zu fahren. Als Tona schulpflichtig geworden war und auch den weiten Weg zur Schule gehen mußte, hat Herr Schmidt sie oft mit dem Motorrad hin gebracht. Hatte er keine Zeit, durfte ich Tona mit der 98 ziger zur Schule fahren. Ich benutzte aber nicht die Straße, sondern den sogenannten – Römerweg-, ein Feldweg, der durch die Felder nach Boke führte. An der Schmiede habe ich Tona abgesetzt, so brauchte ich nicht durchs Dorf zu fahren. Diese Transporte haben mir Spaß gemacht, ich war 14 Jahre alt. Der Römerweg soll einmal eine römische Heerstraße gewesen sein. Daher sein Name.

Da ich nur bis Ende März 1949 bei Schmidts arbeiten sollte (wollte), hat Herr Schmidt einen weiteren ganz jungen Mann angestellt. Dieser kam aus Schleswig-Holstein. Ich glaube, er hieß Günter, wurde aber bald von allen nur Boy genannt.

Wer von uns jungen Leuten keine Lehrstelle hatte oder in keine weiterführende Schule ging, der mußte eine sogenannte Berufsschule besuchen. Ich hatte weder das eine, noch besuchte ich das andere. Ich war nur beim Bauern, mußte also in die Berufsschule gehen. Diese war in Anreppen, einem Nachbardorf. Von uns sieben Kilometer entfernt. Ich hatte immer noch kein Fahrrad, mußte wieder einmal wandern. Einige Male hat mich ein Mitschüler ein Stückchen auf seinem Fahrrad mitgenommen. In meinem Abschlusszeugnis der -Landwirtschaftlichen Berufsschule für Jungen- steht, daß ich diese Schule vom November 1948 bis März 1949 und vom November 1949 bis März 1950 (wöchentlich einmal ?) besucht habe. Ich muß ein langweiliger Bursche gewesen sein, denn unter Haltung steht - sehr gut. Ausgestellt wurde dieses Zeugnis am 21.3.1950!

Es war der 12. Januar 1949 als Herr Schmidt und ich vor dem Haus standen und am Bulldog hantierten. Das Haus lag ein ziemliches Stück von der Straße entfernt Man hatte aber einen freien Blick auf sie. Auf der Straße sah ich meine Schwester Rita -sieben Jahre alt- mit einem Mann gehen, sie blieben kurz stehen. Der Mann trug einen Hut und in der Hand einen Koffer. Ich erkannte meinen Vater!

Ganz schnell bin ich zur Mama gelaufen, im Zaun zu Grieses Grundstück war eine Pforte, -Mama, Mama, Papa ist da-, so oder ähnlich werde ich wohl gerufen haben Mama nahm einen Blumenstrauß und ist Papa auf dem Hof entgegen gelaufen. Unbeschreiblich schön. Vor vielen Jahren haben sie sich in Ostpommern verabschiedet, nun lagen sie sich auf einem Bauernhof in Westfalen in den Armen. Es war im wahrsten Sinne des Wortes: Wunderbar.

In seinem Koffer, den er selbst hergestellt hatte, brachte Papa leckere Sachen mit, Dinge, die ich noch nicht kannte, zum Beispiel: Paprika. Und 1000 Zigaretten, mit denen er gerne gehandelt hätte, aber wir hatten 1948 die Währungsreform und seit dem war der Schwarzhandel vorbei. Natürlich gab es viel zu erzählen. Irgendwie war es eine komische Situation. Papa war wieder bei uns, jeder weiß, was eine Heimkehr nach vielen Jahren bedeutete, irgendwie erschien mir die ganze Situation unwirklich zu sein. Dazu paßte es, daß Papa mich nach einiger Zeit fragte: <Klaus, mußt du gar nicht mehr zur Arbeit? >Ich mußte nicht!

Papa erzählte, wie er Rita getroffen hatte. Als er aus dem Bus gestiegen war, kamen Kinder gerade aus der Schule. Papa hat ein Mädchen, das Rita ähnlich sah, angesprochen: <Bist du Rita?> hat er gefragt. < Nein, aber Rita geht da vorne> habe er als Antwort bekommen.

So kam es, daß sein jüngstes Kind, das seinen Vater nicht kennen konnte, ihm den Weg zu seinem neuen Zuhause und zu seiner Familie gezeigt hat!

Nach ein paar Wochen der Erholung hat unser Vater wieder in seinem Beruf als Straßenwärter arbeiten können.

Wie ich mit Herrn Schmidt einmal abgesprochen hatte, habe ich noch bis April bei ihm gearbeitet. Franziska, die Praktikantin im Haus, bot mir an bei ihren Eltern, die einen Bauernhof mit Gärtnerei in Niederntudorf hatten, zu arbeiten Als Lohn sollte ich 25.- DM bekommen. Ich nahm das Angebot an. Zumal ich immer noch keine Lehrstelle hatte. Ab April 1949 war ich in Niederntudorf in Stellung. Das Dorf lag etwa 20 km von uns entfernt. Um es zu erreichen, mußte man über Salzkotten fahren. Wie ich zu meiner neuen Arbeitsstelle gekommen bin, wie weiß ich nicht mehr (komisch). Ich vermute, man hat mich abgeholt. Ich hatte ja noch immer kein Fahrrad. Auf dem Hof in Tudorf lebten der Bauer mit seiner Frau, vier Töchter, (junge Frauen) und ein Sohn. Angestellt waren ein älterer Gärtner in der Gärtnerei und ein junger Mann in der Landwirtschaft. Der junge Mann, er hieß Herbert, und ich bewohnten ein Zimmer. Gegessen haben wir alle an einem Tisch.

Ich hatte meine Arbeit hauptsächlich in der Gärtnerei zu tun. Hier wurde sehr viel Gemüse angebaut, das auf dem Markt in Paderborn verkauft wurde. Mit Pferd und Wagen sind die jungen Frauen zum Markt gefahren.

In der Gärtnerei wurden die Pflanzen gezogen und zur Auspflanzung auf die Felder vorbereitet Die jungen Pflanzen wurden zunächst in kleine Erdtöpfchen gepflanzt und in kleinen Kisten gelagert. Vor der Pflanzung wurden die Kisten mit den Setzlingen in Wasser getaucht, dadurch wurden die mit Erde gefüllten Kisten sehr schwer. Für mich auf die Dauer zu schwer. Es war meine Aufgabe, die gewässerten Pflanzen in den Reihen auszulegen. Wenn ich diese Arbeit ein paar Stunden getan hatte, war ich total erschöpft. Da die Anfahrtswege zu den Feldern sehr lang waren, ging viel Zeit verloren. Aus diesem Grunde wurden die Pausen recht kurz gehalten. Wir könnten uns ja während der Fahrt ausruhen, wurde uns gesagt. Das alles galt natürlich auch für die jungen Frauen, die an der Arbeit beteiligt waren.

Der Gärtner, ein älterer Herr, war ein netter Mann. Er zeigte mir geduldig, wie ich die Erdtöpfchen mit einem entsprechenden Gerät herstellen kann und die kleinen Pflänzchen in diese gesetzt werden Mit Schaufel und Spaten konnte ich umgehen, das hatte ich gelernt. Schwierigkeiten bereitete mir die

fehlende Kraft. Was mir auch zu schaffen machte: Ich war alleine, hatte keine Freunde. In der Nachbarschaft gab es eine Schäferei. Der Schäfer hatte einige Söhne, mit einem seiner Söhne kam ich ins Gespräch. Einmal haben wir beim Schützenfest ein Eis gegessen. Die 20 Pfennig hat er mir geliehen.

Eine nette Erinnerung habe ich aber auch. Im Dorf gab es eine Gruppe junger Mädchen und Männer, die ein Theaterstück probten, das sie im Saal des Gasthofes aufführen wollten. Zur Vorbereitung trafen sie sich in der Backstube einer Bäckerei. Ich durfte dabei sein. Die Aufführung im vollbesetzten Saal war dann ein großer Erfolg.

Ich glaube, ich hatte ein bißchen Heimweh. Das spürte ich besonders an den Sonntagen. Jedenfalls bin ich einmal zu Fuß nach Salzkotten gegangen, um von dort irgendwie nach Boke zu kommen. Auch Papa hat mich einmal mit seinem Fahrrad abgeholt. Kurz gesagt: Ich fühlte mich in Niederntudorf überhaupt nicht wohl. Habe die Stelle im Sommer verlassen und bin nach Hause gegangen. Wie ich die Strecke mit meinen wenigen Habseligkeiten überwunden habe, entzieht sich meiner Erinnerung. Vom 1. April bis Ende Juli war ich in Niederntudorf gewesen. Die Familie hat meinen schnellen Abgang nicht kommentiert. Vielleicht hatte sie Verständnis für meine Entscheidung. Ich war eben immer noch ein kleines Kerlchen, das durch das Essen von Sirupbroten, die gab es reichlich, nicht größer und stärker geworden war.

Es war Erntezeit, und ich war wieder in Boke. Eine Arbeit hatte ich noch nicht. Also auch kein eigenes Einkommen. Ich lebte wieder bei meinen Eltern in der kleinen Wohnung. Sie haben mir nie einen Vorwurf wegen meines Wegganges aus Tudorf gemacht. Ich suchte Arbeit, aber wo? In den Möbelfabriken, die es hier gab? Ich hatte immer noch kein ordentliches Fahrrad. Nur ein zusammen geschustertes Vehikel. Bei Bauer Schmidt konnte ich nicht wieder arbeiten, meine Stelle war besetzt. Boy war noch da! So bin ich gleich am nächsten Tag auf Ridders Hof gegangen, wo Mama zusammen mit anderen Frauen, beim Entladen von Erntewagen war. Ihr Lachen konnte ich schon von weitem hören.

Kaum stand ich in der Scheune, kam der Bauer Alex Ridder auf mich zu und fragte mich; <Du warst doch bei Schmidt? Du kannst Trecker fahren? > Ich sagte: <Ja.> <Und was machst du jetzt?> <Ich bin zu Hause.> <Dann kannst du bei mir Getreide einfahren. Fang gleich an. > Ich hatte wieder eine Arbeit und was für eine. 15 Jahre alt und Fahrer eines großen –Hanomags- (40 PS ?) Seit diesem Moment kam ich von einer Überraschung in die andere. Trecker fahren, das habe ich immer gerne getan. Was jetzt aber passierte, war nicht normal. Mit zwei, manchmal drei Anhängern, habe ich das Getreide von den Feldern geholt, das die Männer aufgeladen hatten. Ich hatte wieder ein Einkommen. Herr Ridder war nicht unbedingt ein bequemer Mann. So kam es, daß seine Arbeiter sich bald freundlicheren Umgang suchten. Angestellt hat Herr Ridder mich nicht. Wenn er mich brauchte, ließ er mich holen. Er brauchte mich immer als Fahrer. Bezahlt wurde ich mit Weizen, Kartoffeln und ab und zu mit einem Stückchen Speck.

Mit dem Trecker habe ich gearbeitet, wo es nötig war. Mit dem Pflug, mit dem Kartoffelroder, mit allen Geräten, die zur Bodenbearbeitung zur Verfügung standen. Ich war gerne bei der Arbeit. War ich doch bei aller Abhängigkeit ein ganz freier, junger Bursche, der gebraucht wurde.

Es ist kaum zu glauben, was in dieser Zeit möglich war. Ich mußte mit dem Traktor nach Salzkotten in eine Werkstatt fahren, um die Lichtanlage in Ordnung bringen zu lassen. Dieses wurde nötig, weil ich mit dem Trecker nach Paderborn fahren sollte, um Kartoffeln abzuliefern.

Ich bin also mit zwei Anhängern, beladen mit Kartoffeln, nach Paderborn gefahren. 15 Jahre alt. Und so ging es weiter. Herr Ridder wollte ein kleines Haus für <seine Vertriebenen> bauen, die noch in seinem Hause wohnten. Die Steine, die benötigt wurden, holte ich mit dem Trecker und zwei Anhängern aus der Gegend zwischen Paderborn und Sennelager. Auf der Rückfahrt riß kurz vorm <Heimathafen> eine Hängerkupplung. Der zweite Hänger landete im flachen Straßengraben. Weiter ist aber nichts passiert. Bei allen meinen Ausflügen mit dem Trecker bin ich nie kontrolliert worden.

Herr Ridder war ein Pferdenarr. Außer seinen vier Arbeitspferden, hatte er noch einige andere. Selbst auf einer Rennbahn hatte er ein Pferd laufen. Mit den Warmblütern unter seinen Arbeitspferden, hat er an vielen -Ländlichen Reit- und Fahrtunieren- teilgenommen. Wir älteren Kinder waren immer dabei. Zu den Arbeitspferden gehörten auch zwei schwere Kaltblüter: Minka und Olga! Diese Pferde waren unwahrscheinlich stark. Natürlich hatten sie weniger Temperament, als die Warmblüter. Das machte sich besonders bemerkbar, wenn mir mit gemischten Gespannen gearbeitet haben. Auch ich habe mit den Pferden gearbeitet. Bei einer Fahrt zum Feld hatte ich Minka im Einspänner, sie spielte verrückt und trat mit der rechten Hinterhand (Bein) über die Gabel. Dabei stürzte sie und geriet in Panik. Irgendwie ist es mir gelungen, ihr Geschirr zu lösen, so daß Herra wieder frei wurde und aufstehen konnte. Nach etwa einer Viertelstunde hatte sie sich wieder beruhigt und wir konnten weiter zu unserer Arbeit fahren.

Es war die Zeit der Kartoffelernte. Herr Ridder hatte sich vom Nachbarn einen Kartoffelroder geliehen (Nicht den Vorratsroder von Bauer Schmidt). Nach getaner Arbeit sollte ich diesen wieder zurück bringen Hinter einem Einspänner, der wieder von Minka gezogen wurde, gebunden, brachte ich die Maschine zu ihrem Besitzer., der in der Nähe meiner Großmutter wohnte. Mit mir auf dem Wagen war auch Ruth Klose, ein Mädchen etwa in meinem Alter, das bei Ridders wohnte. Auf dem Rückweg traf ich Oma, die auf dem Weg zu uns war. Etwa ein Kilometer zu gehen.

Ich hielt an und sagte etwa so: Oma, komm steig auf. Oma wollte nicht: Lieber nicht, du fährst mich bloß in den Graben: Dann ist sie doch auf den Wagen gestiegen. Dieser hatte vorne eine Sitzbank mit Lehne. Drei Personen konnten hier gut sitzen. Langsam bin ich weiter gefahren. Die Straße war sehr schlecht und Minka ein gemütliches Tier. Dann passierte doch etwas. Ein Zugstrang des Pferdegeschirrs hatte sich gelöst. Das Pferd konnte also ein Stück aus der Gabel laufen und bekam dadurch die Gabel in die Seite gestoßen. Minka versuchte durchzugehen. Ich konnte sie halten, aber wir landeten mit Pferd und Wagen im Graben der auf der rechten Straßenseite verlief. Die Leine habe ich nicht losgelassen, bin aber vom Wagen auf den Acker gesprungen. Auch Ruth ist abgesprungen. Meine liebe Oma kam auch vom Wagen, aber nicht gesprungen. Sie wurde vom Sitz geschleudert und landete neben uns auf dem weichen Acker. Der Sturz war nicht sehr heftig, da der Graben etwas tief und der Wagen dadurch nicht so hoch war. Aber Oma ist aufs Gesicht gefallen. Ein kleines blaues Auge, verursacht durch ihre Brille hat uns noch eine Weile an diesen ungewollten Unfall erinnert. Omas Kommentar: Hab ich dir doch gesagt, daß du in den Graben fährst.

Es wurde Winter, auf den Höfen wurde gedroschen. Das Frühjahr kam und ich suchte endlich eine Lehrstelle. Inzwischen hatte ich ein altes Fahrrad, mit dem ich auch richtig fahren konnte. Ein arbeitsloser Freund und ich sind zu einigen Betrieben gefahren, gefunden haben wir nichts. Auch eine Lehrstelle war nicht zu bekommen. Tischler hätte ich unter Umständen werden können. In einem ganz kleinen, finsternen Betrieb, der in einem kleinen Dorf weit hinter Paderborn lag, hätte ich vielleicht eine Lehrstelle bekommen können. Aber der Meister schien von mir auch so wenig begeistert gewesen zu sein, wie ich von ihm. Ich bin also kein Tischlerlehrling geworden.

Ein wichtiges Ereignis für uns –Evangelischen- muss ich noch erwähnen. Eines Sonntags wurde unsere -Evangelische Kirche- in Delbrück eingeweiht. Zu dem Gottesdienst bin ich mehr zufällig gekommen. Denn meine Kontakte zur -Evangelischen Gemeinde- waren noch nicht sehr ausgeprägt. Gründe dafür gab es genug: Anderer Wohnsitz, keine Verkehrsmittel, keine ordentliche Kleidung, vielleicht auch noch kein erwecktes Interesse. Manfred Behnke hatte ein Tafel aus Eichenholz geschnitzt auf der geschrieben stand: -erbaut 1949 mit Hilfe des Lutherischen Weltbundes-. Diese Kirche sollte später ein wichtiges Zuhause für mich werden.

Eines Tages im Frühjahr 1950 kam Papa von der Arbeit und fragte mich: < Klaus, willst du nicht Polsterer werden?> Ich wusste gar nicht, was das war, Polsterer! Papa sagte weiter: <Ich habe an einem Baum einen Zettel gefunden, auf dem stand, daß eine Firma Georg Pamme in Delbrück, einen Lehrling für die Ausbildung zum -Polsterer und Dekorateur- sucht. Willst du nicht einmal nach Delbrück fahren und dir das ansehen?>

Ich bin am nächsten Tag zur Firma Georg Pamme in Delbrück gefahren und habe mich als Interessierter vorgestellt. Nach einem kurzen Gespräch sagte der Meister: <Du kannst, wenn du willst, bei uns anfangen.> Was ich damals empfunden habe, weiß ich heute nicht mehr. Aber, ich nehme an, daß ich voller Freude ganz schnell nach Hause gefahren bin. Endlich! Landmaschinenschlosser konnte ich nicht werden, Autoschlosser auch nicht, Bäcker, das war wohl nicht ganz ernst gemeint. Und Tischler wäre auch nur eine Notlösung gewesen. Nun konnte ich Polsterer und Dekorateur werden der damals in der Handwerkskammer noch Tapezierer genannt wurde. Warum habe ich die Stelle angetreten?

Der Meister und ich haben einen Lehrvertrag geschlossen in dem steht unter anderem.

-dieb Lehrzeit beträgt drei Jahre. Das Lehrverhältnis beginnt am 15. April 1950 und endet am 15. April 1953-.

Am ersten April durfte ich meine Lehre nicht beginnen, weil der erste April ein Montag war. Es heißt, sagte Herr Pamme: <Montag wird nicht wochenalt>, soll heißen: Wer montags eine neue Stelle antritt, der bleibt nicht lange.

Anstelle eines Lohnes gewährt der Lehrherr eine Erziehungsbeihilfe. Diese betrug für mich: 25.- DM brutto im 1. Lehrjahr

35, - DM im 2. Lehrjahr

45, - DM im 3. Lehrjahr

Urlaub sollte ich auch bekommen: Im ersten Jahr 15 Tage, im zweiten und dritten Jahr jeweils 12 Arbeitstage.

Mama, Papa und ich waren froh. Endlich eine gute Aussicht für mich. Ich hatte ein Ziel. Wenn auch ein ganz anderes, als ich jemals gedacht hatte.

Wieder ein Neubeginn, wieder war ich neugierig und gespannt, doch ein bißchen flau war es mir sicher auch gewesen.

Der 15. April 1950, ein besonderes Datum, nicht nur für mich!
